

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

11.

Donnerstag, am 12. März 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Reichstag zu Regensburg.

Historische Erzählung

von

Franz Bernhardi.

Schon im Februar des Jahres 1630 hatte der Kaiser Ferdinand II. einen Reichstag nach Regensburg auf den 3. Juni ausgeschrieben, aber als derselbe am 7. hier eintraf, war er der Erste auf dem Platze. — Die Stadt Regensburg hatte Alles aufgeboten, um dem Kaiser und König einen feierlichen Empfang zu bereiten, jedoch der Trotz der deutschen Aristokratie, welche seine Ladung bis jetzt unbeachtet gelassen hatte, mochte den Kaiser wenig freuen, der die Bürgerschaft von seinem letzten Nachtquartier aus bitten ließ, alle Empfangsfestlichkeiten einzustellen und zu unterlassen. Demungeachtet war schon am 7. die Bürgerschaft in voller Rüstung auf den Beinen, um ein Spalier beim Einzug zu bilden. Erst zwischen drei und vier Uhr kam der Kaiser mit ei-

nem Gefolge von neunundneunzig Personen an, und alsbald erging die bekannte Einladung an die Kurfürsten und Reichsstände, worin er erklärte: Im Falle sie nicht kommen würden, verwahre sich Ihre kaiserliche Majestät feierlich vor Gott und der Welt, wegen alles künftigen Unheils, das aus solcher Versäumnis entstehen könnte.

Nach und nach erschienen jetzt die Stände, und der größte Theil der hohen Reichsaristokratie kam entweder persönlich oder ließ sich durch Bevollmächtigte vertreten. Die großen Mächte, Frankreich, England, Spanien und der Papst, schickten Gesandte.

1.

An einem schönen Juli-Abend, als bereits die letzten Strahlen der Sonne im Westen verschwunden waren, sah man ein Paar längs der Donau lustwandeln. Beide mochten in einer eigenen

Stimmung sein, denn die Unterhaltung war nicht besonders lebhaft, und namentlich schien das Mädchen äußerst ängstlich. Endlich brach sie das Schweigen und sagte:

„Höre, Joseph, Dein Betragen ist in neuester Zeit äußerst räthselhaft . . .“

„Wie so, Marie?“ entgegnete der Gefragte.

„Je nun,“ meinte Marie, welche Niemand anders als die Tochter des Rathsverwalters Meiningers von Regensburg war, „was soll es denn heißen, daß Du mich nur außerhalb der Thore unserer Stadt siehst? — Du behauptest, Du könntest Dich nicht in Regensburg sehen lassen, weil Du ohne Erlaubniß des Friedländers Dienst verlassen hättest, und doch weiß ich gewiß, daß Du in ganz eigener Kleidung täglich die Stadt besuchst. Ja, heute Mittag warst Du in dem kleinen Eckhause, gegenüber der neuen protestantischen Kirche, kannst Du es leugnen?“

Der Angeredete war etwas verwirrt, und es war gut, daß die eingetretene Dunkelheit sein Er röthen den Augen des Mädchens entzog. Nach einer kleinen Pause entgegnete er: „Was ich Dir sagte, ist wahr. Ich habe Wallensteins Dienste verlassen, der mich in letzter Zeit empor zu bringen suchte. Gerade aber deshalb habe ich seinen Zorn zu fürchten und muß mich gegenwärtig versteckt halten, wo die ganze Stadt von Leuten wimmelt, welche mich leicht erkennen könnten.“

„Ja, aber warum hast Du so plötzlich die Armee verlassen, wo Du Ehre und Ruhm erringen konntest?“ frug Marie.

„Wie? Du kannst mich so etwas fragen; Du, welche wissen mußt, daß ich nur dort glücklich bin, wo Du weilst. O Marie, wie habe ich Dich verkannt, ich glaubte mehr geliebt zu sein,“ sprach der junge Mann.

„Ach wie gerne, lieber Joseph, wollte ich Dir glauben, daß Du Alles meinetwegen gethan; aber Deine stete Zerstretheit, Dein geheimnißvolles Betragen, dieses Alles veranlaßt mich zu zweifeln und — Joseph, es wäre schrecklich, wenn Du mich betrügen könntest,“ seufzte sie.

Statt weitläufiger Reden, die, so gehaltvoll sie auch sein mögen, Frauenzimmer nie belehren werden, küßte der angebliche Ex-Soldat seine Schöne unter heftigen Bethuerungen und viel-

fachen Beschwörungen einigemal herzlich, und sie schien hierdurch so gut belehrt und seiner wahren Liebe überzeugt, wie es sicher der besten Darlegung oder Beweisführung nicht gelungen wäre. Als er endlich selbst eingestand, wie ihn Noth veranlaßt habe, vermunimt die Stadt zu betreten, um einen guten Freund aufzusuchen, da waren alle Zweifel der holden Marie beseitigt, und mit weiblicher Geschwätzigkeit erzählte sie nun ihrem Geliebten, was gegenwärtig Alles in Regensburg verhandelt werde.

Da die Sitzungen der Stände im Rathhause stattfanden und Mariens Vater Verwalter daselbst war, so glaubte sie, es könnte Niemand über Alles, was daselbst vorgehe, besser unterrichtet sein, als sie. So erzählte sie denn auch, daß, als sie diesen Morgen im dritten Stock in einer Kumpelkammer war, um abgelegtes Weißzeug für eine arme Frau zu holen, plötzlich über ein eigen thümliches Geslüster erschreckt sei, welches sie sich habe nicht erklären können. Die Sage, daß es in der abgelegenen Kammer nicht geheuer wäre, fiel ihr plötzlich ein, und schnell wollte sie entfliehen. In der eilenden Angst blieb ihr Kleid an etwas hängen, und als sie sich umwandte, um es los zu machen, sah sie in der Ecke des Gemachs eine kleine viereckige Oeffnung, mit einem eisernen Deckel versehen. Die Neugierde hatte schnell die Furcht besiegt; Marie blieb, öffnete den Deckel, und bemerkte jetzt, daß die Oeffnung dazu dienen mochte, um Wärme in das obere Gemach zu leiten. Noch war sie im Anschauen dieser ihr bisher unbekanntem Einrichtung begriffen, als sie jetzt deutlich Stimmen hörte und sich besann, daß sie sich über dem Zimmer befände, in welchem die französische Gesandtschaft arbeitete. Gerne hätte sie gehorcht, aber unkundig der fremden Sprache, entfernte sie sich bald.

Der junge Mann hatte mit Aufmerksamkeit dem Mädchen zugehört; ihre Erzählung interessirte ihn lebhaft, doch suchte er seine Theilnahme zu verbergen. Er sagte daher: „Nun, Dein Abenteuer hat ja gut geendet; Dein Vater wird Dich wohl ausgelacht haben, als Du ihm von dem Geistergeslüster erzähltest?“

„Ja, da wäre ich recht angekommen, wenn ich mich an ihn gewandt hätte,“ sprach Marie.

„Man kann in die besagte Kumpelkammer nur durch das Zimmer gelangen, in welchem die alten Kästen mit den noch älteren städtischen Papieren stehen, und hierzu hat nur der Vater den Schlüssel und diesen hatte ich — weggenommen.“

„Ah so, Du Schalk,“ bemerkte Joseph. — „Doch,“ fuhr er fort, „wir sind jetzt wieder an der Stadt, hier muß ich Dich verlassen. — Wann und wo sehen wir uns wieder?“

„Gott weiß, daß ich mit dem besten Willen Dich nicht sobald wieder wie heute sehen kann,“ antwortete das Mädchen. „Aber wenn Du morgen in die Stadt kommen könntest, würde sich vielleicht Gelegenheit geben.“

„Wie so?“ sprach er.

„Je nun, morgen ist das große Fest, welches die Stadt zu Ehren des Kaisers Geburtstags giebt, und Alt und Jung wird da auf den Beinen sein. Da wirst Du leicht durch die kleinern Gassen zu den hinteren Pforten des Rathhauses kommen und unbemerkt in dasselbe gelangen können.“

„Und dann?“ frug der junge Mann.

„Nun, wenn Du gegen acht Uhr Abends an das kleine Hinterpförtchen mit der eisernen Thüre gelangst, so sollst Du es offen und mich da finden. Von hier führt eine kleine Treppe, welche gewöhnlich Niemand betritt, weil der Ausgang beständig geschlossen ist, nach den obersten Räumen, und dort soll uns wohl Niemand suchen.“

„Wie lieb Du bist, süße Marie,“ sprach der junge Mann, küßte sie einigemal und nahm dann Abschied.

2.

Der festliche Tag, welcher ein so reges Treiben in Regensburg veranlaßte, war angebrochen, eine herrliche Witterung begünstigte denselben. In allen Kirchen war Gottesdienst, und namentlich war die Pfarrkirche mit stattlichen Tapeten behängt, die Stühle mit Sammet bedeckt, der Boden mit rothem Tuch belegt, und mitten in der Kirche ein Stuhl, zum Sitz für den Kaiser, mit schönem seidnen Zeug überzogen, aufgestellt, und über denselben ein Himmel angebracht. Nach-

mittags wurde noch eine Bühne zum Ritterschlagen gebaut, mit rothem Tuch behängt und darauf ein kostbarer Sessel gestellt.

Zur Speisung der Armen wurde eine Küche zum Döfen braten auf dem Rathhausplatze aufgeschlagen. Der springende Brunnen daselbst wurde wie ein schöner Fels zugerichtet und vorn daran ein schwarzer zweiköpfiger Adler, mit einer Krone geziert, angebracht. Zwei Löwen hielten das Reichswappen. Ferner wurden zwei Röhren gelegt, aus welchen rother und weißer Wein lief.

Um acht Uhr nahm der Gottesdienst in der Pfarrkirche seinen Anfang, wohin der Kaiser in einem langen Zuge ritt. Erstlich sind, wie es die Chronik aufbewahrt hat, viele hohe Offiziere, Räte und Adelige vorangegangen. Hierauf folgten zu Roß Fürsten und Grafen, sodann fünf Herolde, und endlich der Kaiser unter einem Himmel. Den Schluß bildete der kaiserliche Hofstaat. In derselben Weise verließ der Zug wieder die Kirche um neun Uhr. Drei Reiter, welche sich jetzt an die Spitze desselben gesetzt hatten, warfen Geld unter das Volk, wodurch ein großes Gedränge entstand.

Gegen Mittag begann das Volk sich auf dem Rathhausplatz zu vergnügen, wo Brunnen und Küche in kurzer Zeit zerstört gewesen wären, hätten nicht die Bürgerwachen den Zudringlichsten zum großen Gelächter der Uebrigen tüchtig auf den Kopf geschlagen. Volksbelustigungen aller Art wurden gehalten, auch fand ein Ringelrennen statt.

Unter solchen Vergnügen verstrich der Tag, und die holde Marie hatte ganz richtig vorausgesagt, daß man die Nebenstraßen von Regensburg würde wohl passiren können, ohne vielen Menschen zu begegnen. Dem jungen Manne, welchen wir bereits kennen lernten, war es daher auch gelungen, das eiserne Hinterpförtchen des Rathhauses zu betreten, ohne neugierigen Augen begegnet zu sein. Um für alle Fälle gesichert zu sein, hatte er einen einfachen Ritteranzug gewählt, und während ihn die Einen für einen Edelmann des Kaisers hielten, glaubten die Andern in ihm einen Doctor der Rechte zu sehen, deren sich viele bei den Gesandtschaften befanden und durch einen solchen Anzug bemerkbar machten.

Wie gesagt, unbemerkt betrat derselbe das Rathhaus, wo er die seiner harrende Geliebte fand, die nicht wenig erstaunt war, ihn in diesem Costüme zu erblicken. Schnell war sie belehrt, das kleine Thor wieder verschlossen, und rasch eilten Beide auf der kleinen Treppe in das Seitengebäude des dritten Stockes.

„Ich glaube,“ sprach der junge Mann, „Du führst mich auf die Bühne (Speicher), liebe Marie?“

„Nein, weiter gehen wir nicht,“ erwiderte diese; „hier sind wir sicher und ungestört. Sollte aber Jemand kommen, so sind wir hier durch diese Thüre in dem Gange, welcher zu den Zimmern des städtischen Archivs führt.“

„Siehst Du, diese Thüre da kann nur der Vater und ich aufmachen. Hier“ — und dabei zeigte sie auf ein kleines Plättchen am Schlosse — „dieses wird bei Seite geschoben, dann zeigt sich ein metallener Knopf, gegen welchen man kurz aber stark drückt, wodurch die Thüre schnell geöffnet wird.“

„Ist es nicht sicherer, wenn wir in diesen Gang eintreten?“ fragte er.

„O, hierher kommt Niemand,“ sprach Marie, „und überdies ist es da drinnen schrecklich schwül.“

Der junge Mann machte noch mehrere Fragen wegen der Einrichtung und Bauart des Rathhauses, doch das Mädchen hatte ihm andere Dinge zu erzählen. Er mußte nun wissen, wie sie den heutigen Tag zugebracht, wie sie angezogen gewesen, kurz, was sie gesehen und erlebt hatte. Wer die beiden Leutchen so sah, mußte gestehen, daß hier das unschuldigste Verhältniß statt fand, welches nur existiren konnte. — Endlich schlug die Abschiedsstunde, und unter zärtlichen Umrarmungen schritten nun Beide die Treppe hinab. Plötzlich blieb Marie stehen und sagte: „Da habe ich ja ganz vergessen, die Entdeckung zu erzählen, welche ich heute machte. Seit Jahren nämlich ist das eiserne Thürchen, durch welches Du eingetreten bist, nicht mehr geöffnet worden, und der Schlüssel war mir unbekannt. Als Alles diesen Morgen in der Kirche war, nahm ich nun eiligst ein Gebund Schlüssel, und fand bald einen, der aufmachte. Wieder angelangt im Zimmer meines Vaters, sah ich erst, daß es derselbe Schlüssel

war, welcher die große eichene Thüre zum städtischen Archiv öffnet. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, aber bald war es bestätigt, denn ich fand später den rechten Schlüssel zur eisernen Thüre in der Ecke jener Schublade, in welcher mein Vater die städtischen Schlüssel aufzubewahren pflegt.“

„Nun,“ sprach er, „was nützt Dir denn diese Entdeckung, liebe Marie?“

„Ja, sie nützt allerdings nichts; mich hat nur die Aehnlichkeit der beiden Schlüssel überrascht,“ sprach Marie.

„Je nun, so will ich Dir sagen, liebes Kind, wozu wir Deine Entdeckung benützen können,“ entgegnete er.

„Da wäre ich doch begierig,“ gab Marie zurück.

„So höre. Ungern bewilligst Du mir das Stelldichein vor dem Thore. Ueberlasse mir daher den einen Schlüssel, der mich, wenn gerade das kleine Gäßchen leer ist, schnell zu Dir führt, und hier sehen wir uns dann öfter und ungestört.“

„Das geht nicht,“ meinte Marie; „wenn ich nun sollte plötzlich einmal aufmachen lassen?“

„Nun, dann nimmst Du den andern Schlüssel, der ja oben und unten öffnet.“

„Aber, wenn's der Vater entdeckte?“ sagte Marie.

„Wie?“ sprach er heftig; „so wenig liebst Du mich, daß Du zögern kannst? Geh! ich fühle längst, daß Dein Herz nicht Raum für die große Liebe hat, welche ich zu Dir hege.“

„O, zürne nicht, lieber Joseph,“ sprach sanft Marie; „gewiß, ich hänge an Dir mit Leib und Seele, aber die Furcht vor dem Vater . . . doch, damit Du mir keine weiteren Vorwürfe machst, so nimm ihn und komme morgen Abend wieder in die Arme Deiner Geliebten.“

So trennten sich Beide. Marie entschlüpfte durch einen Seitengang nach der Wohnung ihres Vaters, der junge Mann aber entfernte sich still und unbemerkt aus dem Rathhause.

3.

An einem kleinen Häuschen einer entlegenen winkligen Straße Regensburgs sah man den jungen Mann halten; er klopfte kurz und leise einige Male an den Thüren, und eine feine Stimme rief durch das geöffnete Fenster: „Joseph?“ worauf der Außenstehende „Maier“ antwortete.

Bald darauf wurde ein schwerer Niegel von der Hausthüre weggeschoben und Joseph trat in das niedere Zimmer ein, in welchem einige Stühle und ein großer Tisch standen, welcher mit Himmelskugeln, Charten und verschiedenen astronomischen Geräthschaften bedeckt war.

„Nun,“ rief Joseph, wie wir den Eingetretenen schon nannten, „ich glaube, Ihr wollt hier ein astrologisches Kabinet gründen?“

„Laßt Euren Scherz und spottet nicht der Kunst, welche mich lehrt, das Schicksal der Menschen voraus zu sagen,“ sprach ernst der kleine Mann, welcher geöffnet hatte.

„Bleibt mir vom Leibe mit Eurer trügerischen Kunst,“ sprach Zener. „Hier, Gott sei Dank, braucht man sich nicht zu verstellen; beim Herzog aber, nun, da huldige ich auch dem Aberglauben.“

„Lästert nicht, Ihr sündiges Menschenkind,“ rief der dürre Kleine. „Wem habt Ihr die Gunst des Herzogs zu danken?“

„Einem tüchtigen Säbelhieb, welchen ich einem Mannsfelder an der Dessauer Brücke versetzte, als er nahe daran war, dem Friedländer den Kopf zu spalten,“ sprach lächelnd Joseph.

„Thörichter junger Mann!“ gab der Andere zurück; „ich sagte dem Herzog an diesem Tage voraus, er würde einer Gefahr entgehen. Ich sagte ihm, es würde sein Leben durch Jemand geschützt werden, welcher bestimmt sei, ihm noch viele wesentliche Dienste zu leisten. Verstehst Ihr nun den Zusammenhang? Begreift Ihr jetzt?“

„Lassen wir dieses Thema, Zener,“ sprach Joseph, „sonst verirren wir uns nur noch mehr. Ich will Euch mit guten Nachrichten unterhalten; ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen.“

„Weiß wohl,“ sagte der Alte mit krähender Stimme, „daß Ihr heute mit guter Botschaft zu mir kommen würdet; denn als Ihr Euer ver-

liebtet Stelldichein hattet, regierte Venus die Stunde.“

„Nun, wenn Ihr von Allem Kenntniß habt, gelehrter Meister, so werdet Ihr auch wohl wissen, was ich mitbringe?“

„Sprechet nicht Unsinn, Ungläubiger,“ erwiderte Zener, „ich wußte, daß wenn Ihr in dieser Stunde handeln würdet, dieses von gutem Erfolg sei. Hättet Ihr Euch aber, statt zu handeln, auf die faule Haut gelegt, nun, so würdet Ihr natürlich Euer Glück verschert haben. — Aber so seid Ihr Alltagsmenschen; im Schlafe wollt Ihr glücklich werden, und doch gewinnt nicht, wer nicht unternimmt.“

„Greifert Euch nicht, Zener!“ erwiderte lächelnd Joseph; „ich will ja Eure Kunst nicht verspotten, aber laßt jetzt um Gotteswillen den unglücklichen Disput bei Seite und hört mich an.“

„Nun, so sprecht denn.“

Joseph erzählte sofort, wie er den Schlüssel erhielt, mittelst dessen man in das Rathhaus und in das Archiv gelangen kann. Er erwähnte der kleinen Oeffnung in der Kumpelkammer über dem Zimmer der französischen Gesandtschaft, und lud endlich den Astrologen ein, mit ihm diese Nacht noch in das Rathhaus zu gehen.

„Ich bin überzeugt,“ fuhr er fort, „die Gesandten halten heute Nacht wieder eine Sitzung, woran sie die Festlichkeiten am Tage verhindern, und wir dürfen keine Zeit verlieren.“

„Wenn uns die Sterne günstig sind,“ sprach Zener, „werde ich keinen Augenblick verziehen; erlaubt daher, mir bei ihnen Rath zu holen.“

Er ging hierauf in das hell erleuchtete Nebenzimmer, in welches der junge Mann aber nicht eintreten durfte, denn der Astrolog hätte dieses für eine Entheiligung gehalten. Sein Ausbleiben war nicht von langer Dauer, denn bald kam er mit verklärtem Gesicht zurück und rief: „Schnell, rasch an die Arbeit, junger Freund, unsere Angelegenheiten stehen gut diese Nacht. — Hört Ihr, was ich sage? Wir werden viel Neues erfahren.“

„Das soll mir lieb sein,“ sprach der Andere. „Doch habt Ihr auch eine Blendlaterne und ein Lumpenfeuerzeug?“

„Wo denkt Ihr hin,“ gab Zener zur Ant-

wort, „unsere Sterne leuchten, was braucht's da Licht, welches uns nur verrathen könnte? Ihr kennt ohnedies den Weg, und sind wir nur einmal oben, so werden wir die rechte Thüre schon finden.“

„Bin's auch zufrieden; doch meinen Dolch,“ murmelte er leise vor sich hin, „stecke ich zu mir.“

Bei dieser Aeußerung warf ihm Zenno einen halb spöttischen, halb vorwurfsvollen Blick zu, löschte die Lichter bis auf eines aus, drängte seinen Gast der Thüre zu und bald befanden sich Beide auf der Straße, wo der Nachtwächter so eben die zehnte Stunde ankündigte.

Wir müssen nun, ehe wir unsere Erzählung verfolgen, unseren Lesern eine Aufklärung über die beiden Personen geben, welche wir hier vorführen.

Zenno war der Astrolog Wallensteins, des Herzogs von Friedland, und genoß dessen ganzes Vertrauen. Da der Herzog in kritischen Zeiten immer einen Hang zur Astrologie hatte, weil er an einen geheimen Zusammenhang zwischen Himmel und Erde glaubte, so hatte er sich beim Herannahen des Reichstags, nichts Gutes erwartend, an Zenno gewandt, die Zukunft aus den Sternen zu schöpfen. Der schlaue Mystiker behauptete, daß es vortheilhafter sei, seine Constellationen in Regensburg selbst anstellen zu können, und erhielt einen jungen Offizier, Joseph Maier, von des Friedländers Armee beigezellt, welcher die Correspondenz hin und her besorgte. Wie Maier zum Vertrauen des Herzogs kam, haben wir bereits erfahren. Durch seine Geradheit und Dankbarkeit gegen Zenno, welcher ihn bei Gelegenheit einer erhaltenen starken Wunde heilte, hatte er auch dessen Zutrauen errungen, und geschwätzig, wie die verliebte Jugend ist, war dem Astrologen bald bekannt, daß Maier in Regensburg liebe. Ohne viele Mühe war es Zenno gelungen, den Herzog zu veranlassen, daß er gerade diesen Offizier ihm beigab, dessen er sich, wie uns theilweise schon bekannt ist, gut zu benützen verstand, und der ihm, ohne es zu wissen oder zu merken, ganz vortrefflich diente.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu unserer Geschichte zurück.

Ohne mit einander zu sprechen, hatten sich jetzt Zenno und Maier dem Rathhause genahet, und waren unbemerkt an dem Hinterpförtchen, welches die eiserne Thüre schloß, angelangt.

Der Astrolog brach zuerst das Schweigen, indem er seinem Begleiter zu sehen aufgab, ob die Zimmer der Gesandtschaft noch erleuchtet seien. Maier entfernte sich rasch und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß in allen Sitzungszimmern Licht zu sehen sei.

„Nun denn, rasch an's Werk,“ sprach Zenno leise, „heraus mit dem Schlüssel und aufgemacht.“

Bald war die kleine Thür geöffnet, und mit der dem Menschen eigenthümlichen Scheu, wenn er nicht auf rechten Wegen wandelt, betraten Beide den Gang, in welchem ihre leisen Tritte wiederhallten.

„Geht Ihr jetzt voran,“ sprach der Kleine, „Ihr wißt den Weg; doch nur behutsam und ohne Geräusch, denn die geringste Bewegung hört man im ganzen Hause.“

Endlich waren sie an der Thüre mit der Springsfeder angelangt, welche den Gang, der zum Archiv führte, absperrete. Gingendek der Mittheilungen, welche ihm Marie gemacht hatte, versuchte er das eiserne Plättchen wegzuschieben, um an die Springsfeder zu gelangen; aber, wie es gewöhnlich geht, wenn uns Ungeduld begleitet, so erging es auch hier; erst nach langem Probiren ging die Thüre auf, und Beide betraten nun einen langen finstern Gang. Hier galt es, die rechte Thüre zu finden. Maier machte dem Astrologen Vorwürfe, daß er untersagt habe, Feuerzeug und Licht mitzubringen.

„Beruhigt Euch doch,“ sagte Zenno, „der Gang ist keine zwanzig Schritte lang; zuerst versuchen wir, ob der Schlüssel die Thüren zur Rechten öffnet, gelingt es nicht, so gehen wir auf die andere Seite. Diese kleine Mühe kostet keine fünf Minuten, und in sieben Minuten sind wir am Ziele.“

Dem Offizier schien dieses auch der einfachste Weg, um an's Ziel zu gelangen, doch machte er die Bemerkung, daß man, da die Thüren zur Rechten in den innern Hof führen, hier nichts zu suchen habe.

„Desto besser,“ sprach der Andere und probirte

bereits an der ersten Thüre zur Linken. Da der Schlüssel viel zu groß war, um nur eingepaßt werden zu können, so gingen sie jetzt zur zweiten, welche ungleich größer als die andere war, wie sie jetzt, besser an die Dunkelheit gewöhnt, so ziemlich erkennen konnten. Da fiel Joseph die Erzählung Mariens von der großen eichenen Thüre ein, der Schlüssel wurde eingebracht und unter pfeifendem Krachen öffnete sich die schwere Thüre. Sofort traten sie ein und befanden sich jetzt in einem großen Saale mit drei Fenstern. An der Wand herum standen Kasten, so hoch als der Saal, und jeder derselben hatte, wie bei Sternenlicht leicht erkenntlich war, außen eine Tafel, auf welcher wohl der Inhalt verzeichnet war. In der Mitte stand ein langer Tisch, mit Acten bedeckt, und nicht weit davon eine Doppelleiter, deren man sich zum Actenholen bediente.

„Endlich also am Ziele!“ rief Zenno.

„Ja,“ bemerkte dessen Begleiter, „oben sind wir glücklich, wenn wir nur wieder gut hinaus kommen. Denn bei aller Philosophie kann ich mir nicht aufdisputiren, heute ganz redlich zu handeln, und ich gestehe Euch, meine Skrupel mehren sich mit jeder Minute.“

„Was Skrupel!“ lachte höhniisch der Astrolog, „seid Ihr, was Ihr so oft behauptet, ein treuer Diener Eures Herrn, je nun, so müßt Ihr ihm auf jede Art dienen, seinen Nutzen und Vortheil immer im Auge haben.“

„Ist schon recht, aber bin ich gleichwohl des Herzogs Diener, so bin ich doch immer des Kaisers Unterthan. Ist es nun nicht leicht möglich, daß während ich dem Ersteren diene, dem Andern schade?“ frug Joseph.

„In der Angelegenheit sicher nicht, mein Freund. Denn wer mit hilft, den Friedländer in Ansehen und Macht zu erhalten, der allein nützt wahrhaft dem Kaiser und dem Reich. — Doch jetzt ist's nicht Zeit, Euch zu belehren, zeigt mir vielmehr den Weg zu der bewußten Kammer.“

„Die,“ erwiderte Joseph, „ist leicht zu finden, weil sie über dem französischen Zimmer sein soll, so muß uns diese Thüre zur Rechten dahin führen.“

Leisen Schrittes gingen nun Beide an die bezeichnete Thüre, öffneten sie und traten in ein

beinahe völlig dunkles Gemach, in welchem sie erst nach einigen Minuten einige kleine Kisten, halbzerbrochene Stühle und Gerümpel aller Art unterscheiden konnten. — Doch wir verlassen jetzt diesen Ort, um unseren Lesern ein neues Bild vorzuführen.

4.

Zu dem Regensburger Reichstage hatte auch Frankreich, wie schon gesagt, seine Gesandten geschickt. Der Vorwand, unter dem sich die Gesandtschaft einschlich, war der mantuaische Krieg, als dessen Vermittlerin sie sich ankündigte. Der Repräsentant derselben war Baron de Brülart, dem ein unscheinbarer Mann, Vater Joseph genannt, beigegeben war.

Als Secretair war Baron de Sauvrais bei der Gesandtschaft angestellt, und dieser war es, der an dem bezeichneten Abend sich mit de Brülart unterhielt, welches Gespräch von Zenno und Joseph Maier belauscht wurde.

„Ja,“ sprach de Sauvrais, „ich sehe nicht ab, wie die Mantuaische Frage auf den deutschen Reichstag gehört? Und warum unterstützen wir eigentlich den Herzog Karl von Nevers, der von Mantua und Montferrat Besitz nahm, aber seine doch immerhin schuldige Pflicht als Vasall, gegenüber seinem Lehnsherrn, dem Kaiser, nicht erfüllen will?“

„Lieber junger Freund,“ entgegnete der bevollmächtigte Minister, „man sieht, daß Sie in der Diplomatie noch keine großen Fortschritte machten. Der Kaiser will Mantua und Montferrat durch seine Commissäre verwalten lassen, bis die Ansprüche des Herzogs Karl darauf rechtlich begründet nachgewiesen sind. Wir müssen aber befürchten, daß die Untersuchung dieser Frage sehr in die Länge gezogen und vielleicht gar zum Nachtheile des Herzogs entschieden wird, wodurch der Kaiser, der seine Macht in Italien zu vergrößern sucht, nur gewinnen könnte. Frankreich darf hierzu nie seine Zustimmung geben.“

„Ich muß gestehen,“ erwiderte Sauvrais, „jetzt wird mir erst unsere Stellung klar, aber

ich befürchte, daß unsere Aufgabe eine schwierige sein wird. Was thut übrigens der Pfaffe bei der Expedition?"

De Brülart machte bei dieser Frage ein eigenes Gesicht, man sah ihm an, daß er sie gerne unbeantwortet gelassen hätte; doch gegen seinen künftigen Schwiegersohn — diesen stellte nämlich Sauvrais vor — konnte er sich wohl aussprechen. Nach einigem Bedenken sagte er daher:

„Mein Freund, die Diplomatie verlangt oft Dinge, zu welchen sich ein Edelmann nicht gerne hergiebt, und da ist es nöthig, Werkzeuge zu haben, die man überall gebrauchen kann, die durchdrungen von dem Spruche sind: Der Zweck heiligt die Mittel.“

„Ja, das mag ich wohl glauben,“ entgegnete der angehende Diplomat, „daß sich so ein schmutziger Kapuziner zu Allem gebrauchen läßt; aber hat er denn auch die Fähigkeiten zu einer feinen Intrigue?“

Der Gesandte lächelte und sprach: „Wie mir scheint, kennen Sie unseren Begleiter sehr wenig, sonst würden Sie nicht so ungereimt fragen.“

„In der That,“ entgegnete der junge Baron, „ich habe noch wenig von diesem Menschen gehört, und war nicht wenig erstaunt, als man mich bei der Gesandtschaft anstellte, einen Kapuziner zu finden.“

„Hören Sie,“ begann de Brülart. „Der unansehnliche Kapuziner, Vater Joseph, ist ein Herr Leclerc von Tremblay, so genannt nach den Gütern seines Vaters. Nachdem er sich mit Eifer den wissenschaftlichen Studien gewidmet hatte, durchreiste er Italien und Deutschland, und ergriff plötzlich das Waffenhandwerk, machte einen Feldzug mit und zeichnete sich namentlich bei der Belagerung von Amiens dergestalt aus, daß er seine Familie zu den größten Hoffnungen berechtigte. Aber zum Erstaunen derselben entzog er sich plötzlich dem Geräusch der Welt und wurde — Kapuziner.“

„Wie!“ rief Sauvrais, „ohne alle theologische Kenntnisse?“

„Ja, aber jetzt widmete er sich mit allem ihm eigenen Fleiß der Theologie, und bald unternahm er Missionen in verschiedene französische Provinzen, und bekehrte, Gott weiß allein wie, mehrere

angesehene Hugenottensfamilien, so daß er bei seinem Orden in das größte Ansehen kam. Richelieu, damals Bischof von Luçon, hatte Gelegenheit, den jungen Kapuziner kennen zu lernen, der ihm ausnehmend gefiel, und den er, als er Staatssecretär wurde, sehr an sich zog. So wurde er Gewissensrath der Herzogin Antoinette von Orleans, und wurde später nach Rom gesandt, um mehrere Angelegenheiten wegen eines gegründeten Benedictiner-Ordens in's Reine zu bringen, in Wahrheit aber, um das Feld zu recognosciren.“

„Was, und die verschmigten Nothhüte in Rom ließen sich von der Kapuze ausspioniren?“ frug der Secretär.

„Vater Joseph lernte allerdings dort noch Manches in der Kunst, seinen Nebenmenschen in Staatsgeschäften zu betrügen; aber er war doch den Pfaffen des heiligen Stuhles gewachsen, denn als er nach Paris zurückkehrte, erhielt er vom Papst das Zeugniß, daß er die schwierigsten Geschäfte zu behandeln verstehe, wie Keiner, und daß er an ihm den gewandtesten Mann gefunden habe, der ihm je vorgekommen sei.“

„Als Richelieu nach Avignon verbannt wurde, verdankte er es dem Einflusse des Vaters Joseph, daß er wieder zurückgerufen ward und nun das Staatsruder ergreifen konnte. Diesen unterstützte er sodann, um den König des Gängelbandes seiner Mutter zu entledigen, und mit ihr fiel der ihr anhängende Adel.“

Der Minister hielt inne und sah seinen Zuhörer scharf an, der ganz verstummt war. „Wie, de Sauvrais,“ fuhr Jener fort, „ist Ihnen in der That, was ich hier erzähle, Alles neu?“

„Ich muß gestehen,“ sprach der Gesandtschaftssecretär, „daß ich diese Details nicht kannte, woran mein fast immerwährender Aufenthalt in der Provinz die Schuld trägt.“

„Und wo Sie vielleicht noch wären,“ ergänzte der Minister, „wenn uns dieses Frühjahr nicht der Wagen auf Ihres Vaters Gut umgeworfen und meine Tochter beschädigt worden wäre, so daß wir Ihre Gastfreundschaft ansprechen mußten.“

„Fürwahr, Sie haben Recht,“ entgegnete Sauvrais, „es war die höchste Zeit, mich aus dem alten Mattennest an's Tageslicht zu bringen. —

Aber, ich meine, Ihrer Erzählung fehlt noch der Schluß?"

„Ja. Unser Vater, der nun Michelieu's rechte Hand wurde, erschien plötzlich wieder als Soldat bei der Belagerung von La Rochelle, wo er guten Rath gab. Von nun an benützte ihn Michelieu zu den wichtigsten Staatsgeschäften, und als er endlich Minister wurde, zog er ihn bei Allem zu Rathe.“

„Gott im Himmel, nie hätte ich mir träumen lassen, daß der Vater Joseph eine so ausgezeichnete Person sei!“ rief Sauvrais.

„Ja,“ sagte höhniſch lächelnd de Brülart, „daß ist er wohl; aber im Uebrigen hat er von seinem Orden nichts als die Kapuze, und von einem Christen nichts als den Namen.“

„Ist das nicht zu viel gesagt?“ frug Sauvrais.

„Gewiß nicht,“ bemerkte Jener ernst, „und wenn ich Ihnen mittheile, was ich selbst erlebte, so werden Sie mir wohl Glauben schenken. Die Strenge, welche man dem König immer gegen seine Mutter und seinen Bruder anrieth, empörten eines Tages den Monarchen auf das Aeußerste. Ein geheimer Rath wurde gehalten, dem ich beiwohnte, worin die verfügten Maßregeln besprochen wurden, welche der König, dem man nach und nach alle Anhänglichkeit an die Seinen abzugewöhnen sich bemühte, aufheben wollte. Alles war gerührt von des Monarchen Mittheilungen, der bat, Mittel vorzuschlagen, welche auch sein Herz billigen könnte. Alles schwieg, Niemand wollte das Wort ergreifen. Da erhob sich endlich der Vater und sprach: „Sire! Sie sind Monarch, und dürfen bei Allem, was Sie thun, nur den Staatsvorteil im Auge haben. Dieser verlangt die Verweisung ihrer Frau Mutter, und ohne Skrupel müssen Sie es befehlen.“

„Was!“ schrie Sauvrais, „daß hat er zu sagen gewagt?“

„Ja, mein Freund, und dem Könige hat es zu befehlen beliebt. Doch diese Sache bleibt unter uns; drum vorsichtig, damit der schlaue Fuchs uns nicht schade. — Uebrigens ich denke, wir lassen für heute die Geschäfte ruhen und begeben uns nach Hause.“

„Zu Ihrem Befehl,“ sprach der dienstfertige zukünftige Schwiegersohn, und Beide entfernten

sich jetzt aus dem Rathhause, um von den Strapazen des Tages auszuruhen.

Zur Zeit, als dieses Gespräch im Rathhause stattgefunden hatte, saß der besprochene Vater Joseph in einer Zelle des Kapuzinerklosters und war mit Abfassung eines Berichts an seinen hohen Gönner beschäftigt. Auch hier auf dem Reichstage und in seiner Eigenschaft als Gesandter wurde er seiner Gewohnheit nicht untreu, wo möglich seine Wohnung stets in einem Kloster zu nehmen, ein Grundsatz, den er in Paris so wenig als an anderen Orten verlegte. Warum sollte er auch nicht einem Orte den Vorzug zum Aufenthalte geben, wo ihm jede Bequemlichkeit, wenn er sie nur wollte, zu Gebote stand, und wo er ungestört und den Blicken der Neugierigen entzogen, seine Pläne oder jene Anderer ausbrüten konnte.

Auch gab es keinen bessern Ort, unbemerkt Spione zu empfangen und abzufertigen, Intriguen anzuzetteln und durch heuchlerische Mönche fortspinnen zu lassen, als ein solches Kloster, wo Menschen aller Art, Dumme, Böshafte, Pfliffige, Gescheidte, Gute, Böse, Erzschelme und Heuchler in schöner Auswahl aufgespeichert wurden und immer bereit waren, einem Zwecke wenigstens zu dienen, nämlich jenem, die kirchliche Gewalt immer mehr auszubreiten. Und es handelte sich ja zur damaligen Zeit um nichts Anderes, als um ein Bündniß der römischen Kirche zum Nachtheil des deutschen Kaisers, von welchem man befürchtete, daß er, den energischen Wallenstein zur Seite, zu mächtig werden konnte.

Vater Joseph, in dessen Zelle wir uns nun einen Augenblick begeben wollen, hatte so eben ein Schreiben beendigt, welches er mit spöttischem Gesicht durchlas.

„Ja, ja!“ sagte er halb laut, mit sich selbst sprechend, „so ist's ganz recht, ein Mann wie ich muß der Eitelkeit der Welt entsagen. Ob man mich Hochwürden, Hochwürdigster oder gar Eminenz titulirt, was kann mir das nützen? Was sag ich nützen, schaden wird es mir, denn der Cardinal, mein Freund und Verbündeter, würde er nicht mein Todfeind werden, wenn er glauben könnte, ich möchte meine Blicke zu seiner Höhe erheben?! Nein, nein, ich bleibe der schlichte Kapuziner, der als solcher des Cardinals Eifersucht

nie erregen kann, wenn sich gleich Frankreich vor mir beugen soll; ich will nicht durch hohe Würden und einflussreiche Aemter herrschen, sondern durch meinen Verstand, aber — unter der Kapuze. O, ihr Heuchler, die ihr mir dankbar Ehrenstellen anbietet, meine Verdienste zu belohnen, ich durchschaue euch und euer Gewebe, und gewandt will ich eure Schlingen vermeiden. Fürwahr, sie trauen dem Vater Joseph wenig Menschenkenntniß und Selbstbeherrschung zu, daß sie glauben, ich könnte mich verleiten lassen, auf jede Wirksamkeit mit dem Cardinal verzichtend, allein eine Rolle spielen zu wollen. Nein, wir verstehen einander, aber Jeder bleibe in seiner jetzigen Sphäre.“

Nach kurzer Pause durchlas er das vollendete Schreiben, welches also lautete:

Euer Eminenz

erhalten hier beigefügt ein Schreiben des Marquis Baradas, worin er mir im Namen des Königs glänzende Offerten macht, wenn ich die Unterhandlungen hier zum guten Ziele zu führen mich bemühen würde. Meine Antwort darauf finden Euer Eminenz in den Beilagen, und bitte ich solche, nach genommener Einsicht, dem Marquis zustellen zu lassen.

Sie werden, hochwürdigster Herr, daraus ersehen, daß ich nur ein Ziel verfolge, nämlich genau den Regeln meines Ordens zu leben, die mir Demuth und Bescheidenheit gebieten, daß ich in meinem Orden leben und sterben will, und täglich den Herrn bitte, meine Kräfte zu stärken, um Euer Eminenz Befehle pünktlich erfüllen zu können.

Euer Eminenz Gnade und Segen ersehend
bin ich

Mit wahrer Selbstzufriedenheit legte der Vater dieses Schreiben zu noch anderen Papieren, die er dann sorgfältig zusammenpackte, siegelte und in einen Schrank verschloß. Hierauf löschte er seine Kerze und suchte auf dem ärmlichen Lager Ruhe.

5.

Am andern Morgen treffen wir des Herzogs Astrologen und seinen Begleiter wieder in dem Häuschen in der kleinen Straße. Sie hatten sich noch in der Nacht aus dem Rathhause entfernt, was ihnen glücklich, ohne bemerkt zu werden, gelungen war. Sie mochten heute lange geschlafen haben, denn die Sonne stand schon hoch am Himmel, als eine kleine abgemagerte Hand die Fensterladen öffnete, um das Tageslicht in die niedere Wohnung eindringen zu lassen.

Als die Fenster wieder geschlossen waren, weckte Benno den jungen Mann, der auf einer Matratze, welche in einer Zimmerecke lag, dahin gestreckt war und fest schlief. Es war dieses Niemand anders als Joseph Maier, der für dieses Mal hier auf dem Boden seine Schlafstätte aufgeschlagen hatte.

„Nun, nun, Herr Joseph,“ rief der Kleine, als er Jenen einigemal unsanft geschüttelt hatte und dieser doch nicht aufgewacht war, „wollt Ihr denn bis zum jüngsten Gericht schlafen, oder wollt Ihr abwarten, bis der Reichstag etwas Vernünftiges beschließt?“

„Was soll's mit Eurem Geschrei?“ rief der junge Mann gähmend. „Plagt Euch ein unglückliches Gestirn, daß Ihr lärmt und tobet wie ein Kapuziner in der Fastenpredigt?“

„Bei Euch kommt der Witz immer zur Unzeit,“ bemerkte der Andere. „Ist jetzt Zeit zum Schlafen? Schon vor Tagesanbruch solltet Ihr auf dem Wege zum Herzog sein, um die wichtigen Nachrichten zu überbringen, welche wir gestern erbeuteten.“

„Ihr habt gewaltig Eile und doch sollte ich glauben, daß wir gestern nicht schwer beladen mit Neuigkeiten nach Hause zurückkehrten.“

„So? meint Ihr?“ grinzte der Astrolog.

„Ja. Meiner Ansicht nach sollten wir warten, bis ein definitiver Beschluß gefaßt ist, damit wir nicht den Herzog im Nebel herumführen.“

„Das würde mir und Euch schlecht bekommen, denn der Herzog versteht keinen Spaß in dergleichen Dingen, und resolut ist er, wie sein Benehmen gegen die Bauern-Revolutionärs auf seinen böhmischen Herrschaften zeigt.“

„Wie so?“ rief der junge Mann, „was hat's denn schon wieder gegeben?“

„Ach was, schon wieder,“ entgegnete halb erzürnt Zenno, „von wieder ist keine Rede. Die Bauern auf des Herzogs Herrschaften in Böhmen hatten während seiner Anwesenheit in Halberstadt revoltirt, wegen religiöser Bedrückungen, wie sie meinten. Der Herzog aber, der keine solchen Späße, wie ein Aufruhr, leiden kann, packte die Religionsnarren am Schopf und henkte sie dutzendweise auf.“

„Schrecklich, entsetzlich,“ bemerkte der junge Mann, „und unklug zugleich; so macht man nur Märtyrer und schadet der guten Sache.“

„Ach, was Märtyrer,“ schalt Zenno; „der Herzog läßt ja jeden denken, was er will, und glauben kann jeder an den Huf oder Luther und wie die kegerische Gesellschaft zusammen heißt; aber wohl verstanden, das Maul sollen die Esel halten und brauchen ihren Kram nicht zu Markt zu tragen.“

„Es ist aber doch hart, seine Ueberzeugung nicht aussprechen zu dürfen,“ antwortete Jener.

„Es ist nicht an der Zeit, mit Euch herum zu streiten, denn das Wichtigste ist jetzt, daß Ihr Euch eiligst zum Herzog aufmacht und diese Schriften überbringt, die ich, während Ihr Euch einem faulen Schläfe überlassen habt, verfaßte. Habt Ihr später noch Lust zum Disputiren, so könnt Ihr Eure Gelehrsamkeit vor Wallenstein auskramen, der Euch als tiefen Denker wahrscheinlich an den Galgen hängen dürfte.“

„Oho! so schnell geht's wohl auch nicht,“ entgegnete Jener. „Doch,“ fuhr er fort, „gebt Eure Briefe her, ich will mich baldigst auf den Weg machen; laßt mich nur erst noch ein Brieflein an Marie schreiben und dann Gott befohlen.“

Während dem Joseph Maier schrieb, packte der Astrolog die Depeschen zusammen, wickelte sie in einen ledernen Gurt und legte sie auf den Tisch, wo Jener seinen Liebesbrief schmiedete. Bald waren die sanften Empfindungen zu Papier gebracht und Zenno sagte: „Nun, ich sehe, Ihr macht's kurz, und das ist auch wohl, wenn's geschieden sein muß, das Beste.“

„Ich bitte Euch, alter Freund,“ sprach der Andere, „habt die Güte, Euch diesen Abend an

das Rathhaus zu bemühen. Dort, wo die kleine Thüre sich befindet, welche sich uns gestern öffnete, dort befindet sich ein kleines Fenster mit einem Laden. Dieser schließt oben nicht gut und Ihr könnt dieses Briefchen mit Leichtigkeit hineinfallen lassen.“

„Euerer wegen will ich auch noch zum Liebesboten werden,“ sagte Zenno höhnisch lächelnd und steckte den ihm dargereichten Brief ein.

„Ich danke Euch im Voraus,“ erwiderte der Offizier. „Doch nun bitte ich, mich zu instruiren. Wo soll ich hin? Wo treffe ich den Herzog?“

„Hier,“ sprach der Kleine, Jenem ein kleines Pergament gebend, „Euer Reisepaß, der Euch mehr helfen kann, als ein Ablassbrief vom Papst. Dieses Paketchen hier enthält die Schreiben an den Herzog, dem Ihr sie allein nur zustellt.“

„Gut. Aber wo treffe ich wohl den Herzog?“

„Ihr geht von hier nach Stadt am Hof, wo ein Fuhrwerk für mich bereit ist. Dann geht Ihr über Kehlheim nach Neustadt, wo Ihr Euch in dem Gasthaus „zum Scepter“ einlogirt und abwartet, bis Euch vom Herzog Befehle zugehen, wohin Ihr Euch wenden sollt.“

„Alle Teufel,“ rief der Offizier, „was muß ich da für Umwege machen, um zum Herzog zu kommen, der doch an der unteren Traun oder am Inn wohl steht?“

„Mit nichts, lieber Freund, Wallenstein steht nicht an der Traun, nicht am Inn, sondern befindet sich“

(Fortsetzung folgt.)

Erwachen.

Die Erde erwacht!

Des Winters starre Bande springen,

Und in der Wasser Tiefen

Da regt es sich mit Macht,

Bergebüchse kämpfen und Ringen

Gegen die feste eisige Wehr. — — —

Da sendet die Sonne ein Strahlenheer,
 Des Flusses Decke klappt,
 Aus dem Spalt,
 Frei der Haft,
 Dringen die Wasser, des Sturzes Gewalt
 Bricht das Eis, das thürmt empört sich auf,
 Und sucht zu hemmen des Stromes Lauf,
 Bekämpft die Fluth,
 Und setzt sich knarrend,
 Zum Felsen erstarrend. — — —
 Da wächst des Wassers Wuth,
 Es schleudert die schwimmenden Felsen mit Macht,
 Gespalten, geschunden, bedeckt mit Schaum
 Geben sie Raum,
 Das Ufer hebet, die Brücke kracht
 Und stürzt in Trümmer. — — —

Klänglich Gewimmer!
 Ein Kind! Ein Kind!
 Auf dem Eise ein hilflos Kind!
 Rettet! Geschwind,
 Sonst wird es vom Strudel gerafft.
 Schon erreicht es den furchtbaren Kreis,
 Es hebt sich das Eis,
 Das Kind! — Es gleitet herab. — — —
 Es schmücken nicht der Mutter Thränen das frühe
 Grab,
 Keine Blume von liebender Hand gepflanzt —
 Ein toller Reigen wird getanzt,
 Der Reigen den Schollen und Bogen
 Um die Stätte des Opfers gezogen.
 Sie tanzen so hastig und so wild,
 Daß ringsumher der Schaum entquillt,
 Des Sturmes Heulen, das Wehgeschrei
 Das giebt zum Tanz die Melodei. — — —

Und höher steigen die Wasser! —
 Noch hält sie der Damm in Schranken,
 Und will nicht weichen und wanken.
 Und hinüber springt eine Welle,
 Wund wird die Stelle,
 Größer der Riß,
 Der Bruch ist gewiß.
 Weggeschwemmt
 Wird der Damm, der die mächtigen Fluthen hemmt,
 Die Freiheit errungen, neue Bahn
 Bricht der Strom und — jetzt geht die Rache an!

Sucht seine Tyrannen; im wilden Weh'n
 Wird alles verwüstet, alles zerstört,
 Was den Menschen gehört.
 Fruchtbare Felder zerwühlet die Fluth,
 Und löscht auf dem Herde des Feuers Gluth,
 Gefolgt von den überwund'nen Schollen,
 Die das Elend vollenden sollen.
 Von den Dächern ruft man Hülfe herbei,
 Von der Bäume Gipfel tönt schauriger Schrei:
 Das Eis, das Eis! Es wird den Baum erreichen!
 Er widersteht!
 Vergebens, langsam weicht die mächtigste der Eichen,
 Es stürzt das Haus, der Strom verschlingt
 Die Opfer und Alles was Hülfe bringt.

Da jammert ihn die entseßliche Noth,
 Nicht weiter trag ich Verwüstung und Tod,
 Gemordet hab' ich so manches Glück,
 Genug des Elends! ruft er, zurück!
 Doch meines Jornes Sclaven,
 Nicht werth meiner Rache,
 Mag die Sonne strafen.
 Da liege das Eis in trüber Lache,
 Und mag langsam verderben,
 Und sterben
 Unter entseßlichen Qualen,
 Ewig geneckt,
 Zu Tode geleckt
 Von ihren glühenden Strahlen. —

Und ohne Ende regen geschäft'ge Hände sich,
 Und ordnen wieder, bauen, begraben was verblich,
 Die milden Lüfte wehen, des Himmels tiefes Blau
 Erglüht im Strahl der Sonne, auf's neue grünt die
 Au.

Der Wald ist noch im Traume, da hört er süßen Klang,
 Da wecken ihn die Vöglein mit fröhlichem Gesang,
 Es schwellen seine Knospen, die letzte Fessel springt!
 Und Alles grünt und blühet, und Alles jauchzt und singt
 Frühling! Frühling!

Georg Schulz.

Die „Königlichen Schauspiele“ in Berlin.

Historisch - kritisch - dramaturgisch.

Dritter Artikel.

(Schluß.)

Die vierte Periode des Berliner Schauspielwesens, bis zu welcher wir jetzt gelangt sind, umfaßt die Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm II.; sie reicht von 1786 bis 1797. Döbbelin spielte nach Koch's Tode bis zum 3. December 1786 in dem angebrachten Locale in der Behrenstraße, und von da im ehemaligen französischen Schauspielhause, welches mit einer Vorstellung von Jünger's Lustspiel: Verstand und Leichtsin, und einer von Kamlar gedichteten Rede eingeweiht wurde. Mit dem 1. Aug. 1787 begann das „Königliche Nationaltheater“. Es wurde eine „Generaldirection des deutschen Nationaltheaters zu Berlin“ ernannt; sie bestand aus dem Geheimen Finanzrath von Beyer und der Professoren Engel und Kamlar. Die Absichten König Friedrich Wilhelm's II. zielten bei dieser neuen Einrichtung hauptsächlich auf Verbesserung der Schauspielergesellschaft, nach Vermehrung und zweckmäßigen Richtung der Thätigkeit und auf eine gute Verwaltung der Oekonomie. Deshalb waren außer den obengenannten Personen bei der Generaldirection noch beschäftigt der Kriegsrath Bertram und der Kammersecretair Jacobi. Die Wahl der Stücke, die Rollenvertheilung, die Sorge für die Vorstellungen, die Abhaltung der Proben war dem Professor Engel übertragen, wobei ihm der Director Döbbelin, der die Regie beibehielt, assistirte, bis der König ihm 1789 das ganze Theaterinventarium für 14,000 Thaler und eine lebenslängliche Jahrespension von 1200 Thalern abkaufte, wodurch das Theater ein königliches Institut wurde.

Unter den damaligen Mitgliedern des ausübenden Theaterpersonals befanden sich Benda, Döbbelin der Jüngere, Fleck, Weseloh, Gaber, Rütbling und die Damen Bötticher, Döbbelin, (Mutter und Tochter) Gensicke, Gaber und Dem. Koch. Musikdirector war Fischmuth. Als bemerkenswerth verdient hier angeführt zu werden, daß am 12. Jan. 1787 Schiller's Fiesko zum ersten Male zum Vortheile Fleck's gegeben wurde.

Als Director hat Döbbelin viel geleistet; als Schauspieler war er sehr geachtet. „Stolz, Zorn, Haß, Wuth, Verzweiflung und das ganze schreckliche Gefolge großer und stürmischer Leidenschaften — sagt Jany in seiner Schilderung der Döbbelin'schen Gesellschaft — sind es, in deren Darstellung Döbbelin den wahren

Virtuosen zeigt; sie stehen mit der ganzen Stimmung seiner Seele und seinen körperlichen Talenten in der vortrefflichsten Harmonie.“ Nach seinem Abgange übernahm Fleck die Regie; auch Beyer zog sich zurück. Engel blieb Oberdirector des Theaters, wozu er als Verfasser der genialen, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen „Ideen zur Mimik“ vor Allen am tüchtigsten erschien. Es war nach Lessing's Dramaturgie das erste Lehrbuch für dramatische Künstler. Bis zum Jahre 1794, wo mancherlei Umstände, besonders der vielfach mit solchen Stellen verbundene Verdruß und seine wankende Gesundheit, ihn zur Niederlegung veranlaßten, versah er diesen Posten, und leistete während dieser siebenjährigen Oberleitung Bedeutendes im Interesse der Bühne. Seine genaue Kenntniß des Theaters und der Schauspielkunst befähigten ihn vorzugsweise zu dieser Stelle.

Jetzt wurde nach Beyer's und Engel's Abgang der Geheime Rath von Barsing zum ökonomischen Director bestellt, während Kamlar und Fleck die kritischen Geschäfte fortführten. Im Jahre 1796 ward Iffland vom Nationaltheater zu Mannheim nach Berlin berufen, und trat das Directorium des Nationaltheaters am 20. Septbr. desselben Jahres an. Barsing blieb Rechtsconsulent des Theaters, und Kamlar zog sich zurück.

König Friedrich Wilhelm II. hatte bei einem Besuche im Jahre 1793 Iffland in einer Reihe von Vorstellungen auf der Mannheimer Bühne kennen gelernt. Schon 1790 erging an ihn ein Ruf nach Berlin; das Project zerschlug sich wieder. Im Jahre 1796 ward ihm ein erneueter Ruf, und er folgte demselben. In Berlin angekommen, erhielt er am 14. Novbr. die königliche Bestallungsurkunde. Man kann — sagt Iffland selbst — keine edlere Instruction für den Posten eines Theaterdirectors geben, als die mir der König mündlich zu Potsdam ertheilte. „Hüten Sie sich vor einseitiger Rollenvertheilung; lassen Sie Jeden vorwärts gehen. Ich hätte gern, daß auch das letzte Mitglied des Theaters zu Zeiten bemerkt würde; die Direction thue etwas, besonders um seinetwillen“, sagte der König. Und diese väterliche Absicht — schließt Iffland — wird mir stets vor Augen sein.

Als Theaterdirector hatte Iffland bei seiner Theater- und Menschenkenntniß, bei seinem tiefen psychologischen und Weltstudium, bei seinem durch keine Zerstreung gehemmten Berufsfleiß die schwere Kunst inne, die Rollen gehörig zu vertheilen, und richtig mit Tact und Bartgefühle zu besetzen. Nur selten vergriff er sich in der Wahl der Stücke, noch seltener in ihrer Besetzung. Was er für die Berliner Bühne gewesen, ist allgemein anerkannt, und besonders hervorzuheben, daß er die Schiller'schen Dramen gesamt in Scene setzte.

Das er kein musterhaft tragischer Schauspieler war, ist das übereinstimmende Zeugnis aller seiner Zeitgenossen; und ebensowenig konnte er als Komiker sich zu fantastischen Rollen erheben; eine komische Rolle in Shakespeare's Dramen würde er nie rein ideal aufgefaßt haben. Er fühlte dies selbst, und spielte deshalb nie, trotz allen Zuredens seiner Freunde, den Falstaff. Mit Augen gesehen, mit Ohren gehört mußte er Alles haben, was er darstellen sollte; daher das fortwährende Mißlingen historischer und idealer Rollen. Point de nature, peu d'art, beaucoup d'artifice — war das Urtheil eines französischen Kunstkenner's über Iffland. Mit diesem ungenialen Talent trat er zu Berlin in einer Periode auf, die man die Fleck'sche nennen darf; ein nach Genialität strebender Naturalismus, den Fleck siegend eingeführt hatte und dessen Repräsentant er war, war dort heimisch geworden. Fleck war ein genialer Künstler; aber Meister kann man ihn nicht nennen. Streng genommen vermochte er nur sich selbst darzustellen, nur sein eigenes edles Gemüth. In eigentlichen Heldenrollen aber ging er rein auf. Bewußtlos der Schöpfung des Dichters hingegeben, war er im Augenblicke der Darstellung wirklich in seiner Seele der Held selbst. An ein besonnenes Ueber-sich-selbst-schweben, an ruhiges Selbstbeschauen während der höchsten künstlerischen Thätigkeit, an ein kaltes Reflectiren und zugleich flammendes Schaffen war bei ihm nicht zu denken, einseitig-kalte Besonnenheit aber seiner Feuernatur zuwider. Andere große und ausgezeichnete Talente entwickelten sich oder wurden engagirt unter Iffland's Direction; die Mehrzahl derselben hatte ihren Glanz- und Höhepunkt in der folgenden Periode, zu der wir jetzt übergehen und dort am geeigneten Orte jene Heroen kurz charakterisiren werden.

Diese fünfte Periode des Berliner Schauspielwesens reicht vom Jahre 1797 bis 1840, während der Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm III., zu dessen hauptsächlichsten Kunstgenüssen die Bühne gehört. Unter ihm führte Iffland die Oberleitung bis zu seinem am 22. Septbr. 1814 erfolgten Tode fort. Nach ihm wurde eine General-Theater-Intendanz als eine der hohen Hofchargen geschaffen; das Nationaltheater ward königliche Hofbühne unter dem Namen: „königliche Schauspiele“, sowohl das Drama in allen seinen Zweigen ohne irgend eine Ausnahme und die Oper in sich begreifend. Der Graf von Brühl wurde zuerst mit der Generalintendanz der königlichen Schauspiele betraut; er stand diesem Amte bis 1828 vor; nach ihm führte der Graf von Arnim interimistisch die Verwaltung, bis der Graf von Redern zum königlichen Generaltheaterintendanten vom Könige ernannt wurde. Im Jahre 1819 wurde Spontini zum Kapellmeister und Musikintendanten ernannt und dem Theaterintendanten zu Seite gestellt.

Die vorzüglichsten Gehülften Iffland's waren der ältere Unzelmann, Mattausch, Beschort, Gern, Lemm, Rebenstein, Maurer, Stich, Herdt, Baselig, Gaber. Zu den Künstlerinnen seiner Zeit gehören die Bethmann, Böheim, Schröck, später verheirathete Fleck, die Maas, Beck, Renini, die unter seiner Leitung aufblühende Döring, (später Stich, Crelinger) die beiden Cunicke, Mutter und Tochter. Mit diesem Personale sah sich Iffland im Stande, seinen Hauptzweck, das redende Schauspiel so zu besetzen, daß, wie sein vieljähriges Repertoire beweist, kein Trauerspiel, kein Schauspiel, kein Lustspiel von einigem Gehalt und Ruf unaufgeführt blieb, sondern in sorgfältig und regelmäßig beachteter Ordnung abwechselnd Shakespeare, Corneille, Voltaire unter den Ausländern, und von deutschen Dramatikern Lessing, Goethe, Schiller, Werner, Kogebue, Iffland und von den weniger Bedeutenden das Beste und Neueste gegeben ward, ohne daß das Publikum lange auf den Genuß zu harren brauchte.

Als Iffland starb, als ein Jahr darauf die Bethmann der Bühne entrisen ward, mehrere talentvolle Künstler und Künstlerinnen hintereinander abgingen, da gab der neue Generaltheaterintendant seine Umsicht gleich zu erkennen durch glückliche Wahl und mehr als genügenden Ersatz der Verluste. Er engagirte Devrient, Wolf und Frau. Indes hätte er noch weiter gehen können und sollen; mit Jenen war die Reihe der Geschenke geschlossen, die er dem Schauspiel machte; es sollte damit für Tragik, Drama und Komik ausgereicht werden, und was damals so leicht, so anlockend für fremde Künstler, so wenig kostspielig gewesen wäre, Männer wie Esclair, Werdig, Löwe, und Frauen wie die Schröder zu berufen, geschah nicht. Und wer widersetzte sich diesem einladenden Plane? — Die theuerste aller dramatischen Musen — die Oper.

Spontini, zum Kapellmeister bestellt, begann seinen musikalischen Zepter zu führen; seine Opern verschlangen gleich Haien unnennbare Summen und Kräfte; seine Musik verstieg sich bis zu Stücken und Amboßen. Wozu dieses, dem Schauspiel so nachtheilige Misere hier wieder reproduciren? Es lebt noch in Aller Erinnerung. Wir haben es hier zudem mit dem Schauspieler, nicht mit der Oper zu thun. Wie auch der Graf Brühl zu kämpfen hatte, die Oper griff stets weiter um sich, obwohl er unter den obwaltenden Umständen auch ihr seine Sorge zuwenden mußte, und dies um so mehr, als sie unter seinem Vorgänger Iffland von diesem fast ganz vernachlässigt worden war. Nichtsdestoweniger ließ er sich aber angelegen sein, auch für das Schauspiel und seine Interessen mit aller Kraft zu wirken. Die Einführung des Calderons auf Deutschlands Brettern war sein Werk; er hemmte, soviel in seinen Kräften stand, die Uebergriffe der Censur in Bezug auf das Theater; er eiferte gegen das auf der

Berliner Bühne schier eingebürgerte Rollenmonopol, welches der Entwicklung mimischer Talente so sehr schadet; er achtete auf Treue und Wahrheit des Costüms, und der Vorwurf des Garderobeluxus, der ihm gemacht ward, trifft ihn in geringem Grade. Während seiner Intendanz fiel auch der Bau des neuen Schauspielhauses in den Jahren 1819 und 1820 nach Schinkel's Entwürfen. — Daß er eine Trennung des Schauspiels von der Oper, des ernstern Drama's und höheren Lustspiele von dem kleinern dramatischen Genre nicht zu Wege gebracht, daran hatte er die geringste Schuld. Groß und großartig waren die Leistungen der „königlichen Schauspiele“ während seiner Amtsverwaltung, und was die Berliner Hofbühne unter Brühl's Leitung im Trauer-, Lust- und Schauspiel gab, konnte sich mit dem, was andere Bühnen vollbrachten, messen; er brauchte keinen Vergleich zu scheuen. — Nach ihm wurde die Generaltheaterintendanz dem Herrn von Nebel übertragen, der sich in den Fußstapfen seines Vorgängers möglichst fortbewegte.

Die sechste und letzte Periode ist die Gegenwart; sie reicht vom Tode König Friedrich Wilhelm's III. bis auf unsere Tage. War die vorige Periode die Zeit der höchsten Blüthe und Größe des Hoftheaters in Berlin, so ist sie in der gegenwärtigen Periode bedeutend von ihrer Höhe herabgesunken. Was damals der dictatorische Miteinfluß Kaupach's auf die Leistungen des Schauspiels dem Ganzen Abbruch that, das haben in der letzten gegenwärtigen Periode verschiedene andere Umstände und Einwirkungen in noch höherem Grade veranlaßt. Was Devrient's Tod damals, das wirkte Seydelmann's frühes Hinscheiden in Bezug auf die mimischen Kräfte des Personals. Die Berufung des Herrn von Küstner zur Oberleitung des Unternehmens war eine höchst glückliche; sie galt einem im Fache der Theaterleitung vielfach bewährten Manne, der unter Andern in Leipzig durch eine mehrjährige Bühnenverwaltung bewiesen hatte, wie mit verhältnißmäßig geringen pecuniären Mitteln Bedeutendes in künstlerischer Hinsicht zu leisten sei, wenn ein kundiges Auge über dem Ganzen wacht. Man lese seine Schrift über das Leipziger Theater, und man — wird staunen. Es ist ein Hand-, Lehr- und Hülfsbuch für Bühnenvorstände, wie unsere Literatur kein zweites aufzuweisen hat. Und dennoch ist das Publikum mit seiner Leitung nicht zufrieden; eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Petition bat den König sogar um Hebung der Hofbühne ihrer Stellung und Würde gemäß. Man mißt dem Intendanten die Schuld bei; er trägt den kleinsten Theil derselben.

Mit Recht sagt Laube: Unsere Hoftheaterintendanten sind geborene Feinde dessen, was wirklich und lebendig interessirt, und glauben sich zu der polizeilichen Aufgabe berufen, jegliches Leben der Gegenwart von

der Bühne auszuschließen. Auf diesem Wege der raschen Gestaltung ist die französische Bühne so schöpferisch, und man will bei uns lieber von dem Abhub derselben leben, als dem heimathlichen Interesse das kleinste Zugeständniß machen. — Ein solcher Hoftheaterintendant ist Herr von Küstner nicht. Nicht er war es, der die Aufführung des Lustspiels: Schwärzerei nach der Mode, des Guckow'schen Pöppel und Schwert, des Pruz'schen Moriz von Sachsen verbot, ebensowenig wie unter dem Regime des Grafen Brühl das Verbot der Aufführung des Tell, der Räuber und des Egmont von diesem Intendanten ausging. Nicht Küstner war die Ursache, daß seit mehreren Jahren auf der Berliner Hofbühne die Zeit des Experimentirens eingetreten ist, daß Racine's Athalie (noch unter seinem Vorgänger), Euripides und Sophokles, Tieck's gestiefelter Kater und Blaubart, Shakespeare's Sommernachtsstraum u. s. w. neben einander die Bühnenbretter betreten; nicht ihm ist es anzurechnen, daß viele Hauptfächer im Schauspiel nicht auf gehörige, eines Hoftheaters würdige Weise besetzt sind, nicht er trägt die Schuld, daß manches bühnengerechte deutsche Originaldrama von der „dramatischen Prüfungscommission“ zurückgewiesen wird und dergleichen mehr. Man lasse ihm freie Hände, und er wird bald alle diese, ihm ungerechterweise gemachten Verwürfe Lügen strafen. Er ist kein Freund von Theaterexperimenten, liebt keine Bühneneuriositäten und Bretterwunderlichkeiten; das hat er während seiner Leitung des Theaters zu Leipzig und der Hofbühnen zu Darmstadt und München genügend gezeigt. Man lasse ihm nur ein Jahr lang monarchische Gewalt, und sein Reich wird blühen, und er wird mit König Philipp und anderen constitutionellen Regenten sagen können: Die Zustände meines Reiches sind gut. Und kein Widerbeller wird ihn der Unwahrheit zu zeihen vermögen; denn zu der Annahme: Küstner sei nicht mehr der alte bewährte Bühnenleiter, sondern ein Anderer geworden, ist nicht der mindeste Grund vorhanden. Nicht der bestellte und bestellte Intendant des Berliner Hoftheaters ist der Grund des Sinkens dieses Instituts, sondern einzig und allein die vielen und mancherlei heterogenen Einflüsse, Einmischungen, Rücksichten von verschiedenen Seiten, welche nur deshalb einzuwirken vermögen, weil die Bühne eine Hofbühne ist, weil der Hoftheaterintendant in keiner freien, selbständigen Stellung dasteht, sondern geleitet und gegängelt wird, statt auf eigenen Füßen ruhig und kräftig vor- und fortzuschreiten auf eigenem Wege im Interesse der Kunst und den Anforderungen der Zeit an sie.

Nach Entfernung dieser Hindernisse und Hemmnisse, die sich überall dem Bühnenleiter gleich Steinen des Anstoßes und Aergernisses in den Weg legen — und das gilt nicht allein für Berlin, sondern überall —

gibt es aber ein zweites Mittel zur Hebung unserer Bühnenzustände, unserer Bühnenleistungen — kurz: unseres ganzen Bühnenwesens im Vaterlande, besonders aber des eigentlichen Schauspiels in allen seinen Gattungen. Das Publikum wird ungerechter Weise als Ursache des Verfalls vorgeschoben. Man beschuldigt die Augenlust, daß sie nur Prunk und flitterndes Nebenwerk, den abgestumpften Sinn, daß er nur Gräuelszenen, und die übersättigte Ungeduld, daß sie schon am Anfang das Ende des Stücks verlangt. Alles ist unwahr. — Es giebt nur ein Radikalmittel zur Rettung des deutschen Schauspiels: die Trennung der eigentlichen Oper von den übrigen Gattungen der dramatischen Kunst — sagt Ludwig Robert in seiner *Dibascalia* mit Recht. Diese Behauptung möge zuerst durch Beantwortung folgender Frage begründet werden: Welchen Nachtheil bewirkt die jetzt allgemeine Verbindung aller möglichen Gattungen auf einem und demselben Theater? — Man denke sich eine Bühne, die unter Einer Direction, mit Einem und demselben Personal und in Einem und demselben Hause alles das bunt durch einander giebt, was in Paris und Wien (welches die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel in Deutschland macht) auf vielen verschiedenen Theatern, deren jedes einzelne mehr oder minder für eine bestimmte Gattung der dramatischen Kunst wirkt, gegeben wird. Welches Resultat kann eine Kunstanstalt erzielen, die sich nach Richtungen bewegt, die sich so entgegenstreben, wie die Prachtoper und die Posse, die Tragödie und das Vaudeville, lebende Bilder und Ballets? Zwei Fälle sind nur möglich: entweder versucht es die Bühnenleitung, ohne Vorliebe und in gleichem Maasse den widerstrebenden Forderungen so vieler Gattungen zu genügen, und dann werden alle leiden, weil auf jede derselben nur sehr kleine Bruchtheilchen von Zeit, Kraft, Antheil und Gunst kommen. Oder man neigt sich vorzugsweise zu irgend einer Gattung hin, und dann dürften alle anderen schon deshalb immer mehr zurückkommen, weil die ausübenden Künstler dieser vernachlässigten Gattungen, durch den peinlichen Gedanken ihrer Zurücksetzung gekränkt, dann lau, und endlich aufhören würden, Künstler zu sein. So tritt neben das materielle auch ein geistiges Hinderniß, nämlich die Unmöglichkeit eines Principes, nach welchem in diese Anhäufung des Widerstrebenden weise Ordnung, kunstgemäßes Verhältniß, Harmonie gebracht werden könnte. Das allererste Erforderniß nun, um in das wirbelnde Chaos der heutzigen Anforderungen ein erstes Princip der Ordnung zu bringen, ist jene Trennung der großen Oper von dem sogenannten recitirenden Schauspiel. Diese Trennung kann auf doppelte Weise stattfinden. Kleinere Bühnen sollen die große Oper den großen, vom Staate unterstützten Kunstanstalten ausschließlich überlassen, und sich lediglich auf das Schauspiel beschränken, in welchen Kreis sich allenfalls auch das Lustspiel mit

Gesang ziehen läßt, d. h. nicht nur das Liebesspiel, sondern auch jede Operette, in welcher man eher mittelmäßigen Gesang als linksches Spiel erträgt. Die Bühne einer Provinzialstadt oder kleineren Residenz, die Muth und Ausdauer hätte, sich also weise zu beschränken, würde eine ästhetische Musteranstalt gründen. Die Summen, die ein vollständig gutes Orchester, ein Personal von Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen, Decorationen und Costüme und hundert und aber hundert große und kleine Nothwendigkeiten verschlingen, vermag kein Privatunternehmer, keine Bühne einer kleinen Residenz aufzubringen; man überlasse also die Oper den größeren Kunstanstalten, und bilde die Tragödie aus, die Komödie und das Singspiel. Aber auch selbst bei den vom Staate unterstützten Kunstanstalten müssen Oper und Schauspiel getrennt werden, wenn nicht das Schauspiel von dem materiellen Uebergewicht der Oper soll erdrückt werden. Diese Trennung muß aber unbedingt und vollständig, nur nicht scheinbar erfolgen: zwei von einander getrennte und unabhängige Directionen, und also getrennte Bühnen, getrenntes Personal, getrennte Kassen. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß, in sofern beide Bühnen Staats- oder Hofanstalten wären, nicht auch beide unter der Oberaufsicht eines Generalintendanten stehen könnten, so jedoch, wie dieses in Paris sich gestaltet, wo jene Oberaufsicht die innere Machtvollkommenheit der einzelnen Directoren weder lähmt noch störend durchkreuzt. Gegen die Ausführbarkeit dieser Trennung bringen die Gegner derselben zwei sich widersprechende Gründe vor: bald sagen sie, die große Oper könne sich allein ohne das Schauspiel nicht pekuniär erhalten; bald heißt es: das Schauspiel könne dieses nicht ohne die große Oper. Oder meint man etwa damit, daß sie sich gegenseitig stützen und tragen? Dagegen spricht die Erfahrung. Bei allen Theatern, wo diese Gattungen alternirten, sind beide entweder unzulänglich und verkümmert erschienen, oder sie haben die Auflösung der Anstalt herbeigeführt. Die unläugbare, thatsächliche, historische Wahrheit ist aber, daß zu keiner Zeit und an keinem Orte die eigentliche große Prachtoper sich durch sich selbst ohne Unterstützung vom Staate erhalten hat. Das schlagendste Beispiel giebt die große Oper zu Paris; sie hat das größte Auditorium, die theuersten Eintrittspreise; das Haus ist in der Regel gepfropft voll; alle anderen Theater der Stadt, 10 bis 13 an der Zahl, müssen ihr von ihren Brutto-Einnahmen bedeutende Procente zahlen, und dennoch ist die Regierung genöthigt, man sagt mit zwei Millionen Franken jährlich diese Anstalt zu unterstützen. Ein gleiches Verhältniß findet in nicht wenigen deutschen Residenzen statt; nicht nur daß die Oper dort vom Staate oder vom Hofe dotirt ist, sie erhebt auch eine bedeutende Abgabe von dem mit ihr verbundenen Schauspiel, mit dem Unterschiede nur, daß diese Abgabe in Paris eine directe, in Deutschland eine indirecte ist.

Bei dieser Trennung werden beide Gattungen gewinnen, die große Oper, weil man nicht Tages zuvor in demselben erhabenen Raume ein Lustspiel oder ein Vaudeville sah, das Schauspiel, weil es nichts weniger als die Zuschauer der großen Oper brauchen kann. Welchen Einfluß aber bestimmte Lokale auf die Darstellung bestimmter Gattungen haben, wie sie das Publikum so

wohlthätig für die Kunst scheiden, das beweisen die nach dramatischen Gattungen geschiedenen Bühnen zu Paris und Wien. Von der Nothwendigkeit dieser Maßregel, der Trennung der Oper und des Schauspiels, sagt E. Robert, bin ich so überzeugt, daß sie mir gewiß ist wie Leben und Tod.

D. G. Bernard.

Literatur und Kunst.

Musik.

H. F. Mannstein, Geschichte, Geist und Ausübung des Gesanges von Gregor d. Gr. bis auf unsere Zeit. Leipzig, Teubner. 1843.

Der Schluß von dem Titel eines Werkes auf seinen Inhalt und seine gesammte Behandlung ist jedenfalls ein erlaubter. Versuchen wir denselben an vorliegendem Werke, so muß es nothwendig den Anschein gewinnen, als sei der Verf. über seine Aufgabe sich selbst nicht vollkommen klar geworden, und dazu will die oft wiederholte Versicherung: „er habe über den Gegenstand in Rede viel und lange philosophirt“ (ein Lieblingsausdruck des Verfs.) nicht recht stimmen. Die Breite und Schwerfälligkeit des Titels zeugt nicht eben von philosophischer Klarheit. Wer die Geschichte irgend eines Gegenstandes zu schreiben beabsichtigt, wird doch nicht umhin können, den Geist desselben darzustellen, der in den geschichtlichen Thatfachen, als seiner Form, in die Erscheinung tritt; wenigstens ist doch seit lange schon jene Art der Geschichtschreibung antiquirt, welche eben nichts weiter als eine trockene Nomenclatur historischer Begebenheiten in loser äußerlicher Verknüpfung darbot. Die Ausübung einer Kunst aber, wie sie in verschiedenen Epochen sich gestaltet hat (nicht wie sie regelrecht jetzt ausgeübt werden müsse, also nicht eine praktische Anleitung zu ihrer Erlernung und Ausübung) gehört unzweifelhaft ebenfalls als nothwendiger, integrierender Theil zur historischen Betrachtung; sie offenbart den zu verschiedenen Zeiten herrschenden Geist, ohne dessen Erkenntniß und klare Darstellung, wie schon gesagt, eine Geschichte im wahren Sinne des Wortes unmöglich ist. — Diese Unklarheit und Zweideutigkeit des Titels kehrt nun auch im Werke selbst wieder. Der Verf. hat mit demselben einen kurzen Abriss der Geschichte des Gesanges für die Freunde dieser

Kunst zu geben beabsichtigt, weil es daran fehle und das dazu erforderliche Material in den verschiedensten und oft schwer zugänglichen Werken zerstreut sei, auch einer sorgfältigen Kritik bedürfe. Diesen Zweck haben wir als einen durchaus lobenswerthen anzuerkennen; allein für denselben war so manche Weitläufigkeit, lateinische Citate in hier und da sehr freier, dadurch ungenauer Uebersetzung, u. dergl. nicht nöthig, und wenn der Verf. gleichzeitig sich vorgefetzt hatte, sein Buch zu einem „tüchtigen Führer“ bei umfassenden Forschungen zu machen, so war das eine Vermengung verschiedener Zwecke, die nothwendig beiden Abbruch und Eintrag thun mußte. Jedenfalls genügte es für den letzteren keineswegs haufenweise eine Literatur in allen Zungen anzugeben, die in dieser Weise trotz der Protestation des Verfs. in der Vorrede sehr nach „Citirwuth“ schmeckt; sondern es mußte dann eine kritische Charakteristik der verschiedenen Quellen gegeben werden, die wieder mit dem ersten, dem Hauptzwecke des Buches, in Widerspruch gestanden haben würde. Wenn übrigens der Verf. schon am Schlusse der Vorrede die Absicht ausspricht, sein Werk — wenn es Anklang finde — erweitert zum zweitenmale erscheinen zu lassen, so wäre es jedenfalls besser gewesen, diesen gelehrten Apparat, der dann freilich in ganz anderer Weise würde aufgestellt und benutzt werden müssen, jener ausführlicheren Arbeit einzuverleiben. Das Studium des Verfs. erkennen wir gern an, nichtsdestoweniger hat er eben nicht sonderlich Anderes gegeben, als was sich in den einschlagenden Werken Forkel's, Kiese Wetter's, Winterfeld's und Häuser's findet. Doch kann das Buch eben als besonders für die Darstellung der Geschichte des Gesanges berechnet, nützlich sein als eine Zeitersparniß für den, dem eine derartige Compilation zur flüchtigen Orientirung genügt, und selbst solche Leser — um wie viel mehr aber die, welchen gründlichere Kenntniß dieses Gegenstandes Bedürfnis ist und die deshalb nothwendig wenigstens auf die eben genannten

Quellen zurückgehen müssen! — werden die Darstellung nur mit Vorsicht und Kritik benutzen können, da der Verf. auf einem durchaus einseitigen Standpunkte steht, und diese Einseitigkeit ihm überall das Urtheil trübt und den klaren Blick umflort. Der Gesang der Menschenstimme ist ihm das Höchste, das Edelste in der Musik; darin sind wir vollkommen mit ihm einverstanden. Die Melodie ist ihm die herrlichste Blüthe des Gesanges, ja die schönste Frucht der gesammten musikalischen Ausbildung; die Harmonie dagegen in Wahrheit nichts, obwohl er hier und da es für nöthig achtet, sich den Anschein zu geben, als meine er das nicht so; während auch die einschmeichelndste, schönste Melodie höchst langweilig und trivial — ja streng genommen unmöglich wird, wenn sie nicht auf der Grundlage einer interessanten Harmonie gebauet ist. Dies weiter auszuführen ist hier nicht der Ort; es wäre ein Principienstreit, dessen nähere Erörterung ds. Bl. durchaus nicht entspräche. Aus jener Ansicht aber folgt unmittelbar, daß er ein parteiischer Anhänger der italienischen Gesangsmanier ist, und alle andern daneben herabsetzt und verachtet. Außer Italien giebt es seiner Ansicht nach kein Heil, weder für Sänger noch für Gesangcomponisten, obwohl er selbst natürlich zugesteht, daß die neuere und neueste Zeit auch in Italien eine Zeit tiefen Verfalls der Gesangkunst sei. „Reinheit des Geschmacks“ und die wahren Principien des Kunstgesanges findet er nur noch in der fast erloschenen vollognesischen Schule, als deren Zögling er mit Stolz sich darstellt. Wer nun aber Gelegenheit gehabt, vor etwa zwei Jahren in einem Concerte eine öffentliche Gesangsgestaltung von ihm zu hören, der wird, nach diesem Beispiele von schönem Tone, von Reinheit des Geschmacks, von Kunst des Gesanges, freilich jene Behauptung stark, sehr stark bezweifeln müssen. Was der Verf. über den Verfall der Gesangkunst an sich beibringt, darin sind wir mit ihm, so wie in so manchen andern die modernen Zustände betreffenden Urtheilen und Auslassungen, vollkommen einverstanden, und sein Buch enthält des Beherzigenswerthen gar Manches. Aber die einseitige Vorliebe für ein Genre macht ihn nicht selten ungerecht, und sein Enthusiasmus verleitet ihn zu Behauptungen, die nicht selten an's Barocke streifen. Wir verweisen nur auf das, was er über den protestantischen Gemeindegesang (S. 7 ff. Anm.) in merkwürdiger Begriffsverwirrung apodictisch hinstellt, denn er wird doch zugestehen, daß der Kunstgesang niemals Eigenthum der Gesammtheit des Volkes werden könne, daß aber deshalb noch nicht ein unbedingtes Verdammungsurtheil über die Betheiligung des Volkes am Gesange auszusprechen sei. Diese vornehm gespreizte Exklusivität, die sich auch sonst sehr bemerklich macht, ist in unserer Zeit vorzugsweise sehr übel angebracht. Mag der Verf. diesen Volksgesang sehr unerbaulich und gräßlich finden; das steht ihm frei, denn es ist individuell, und wir beneiden ihn nicht um dieses vollkom-

mene Aufgegangensein in sinnlich-musikalische Genußsucht — wir können es auch gelassen ertragen, wenn er diesen Widerspruch der Kritik als einen „lieblosen“ (S. 12) schon vorweg bezeichnet. Wer die Macht des Volksgesanges, z. B. zur Zeit der Reformation — wer die Kraft und den Einfluß desselben als allgemeinen Bildungsmittels in einseitiger Verblendung und vorgefaßter Meinung so gar nicht zu würdigen weiß: der sollte sich wenigstens ein Urtheil in solchen Dingen nicht anmaßen! — Das Buch selbst zerfällt in neun Kapitel, deren vier erste die Geschichte des Gesanges in vier Perioden — von Gregor d. Gr. bis auf Guido von Arezzo, von diesem bis Palestrina, von letzterem bis auf Gluck, von Gluck bis auf die neueste Zeit — umfassen. Von der letzten Periode sagt der Verf. eben gar nichts, weil er es für „bedenklich und mißlich“ hält, über die Mitwelt ein gerechtes Urtheil zu sprechen, eine hochtönende aber nichtsagende Phrase ohne alle Bedeutung. Die letzten fünf Kapitel bilden den zweiten Abschnitt, die „systematische Darstellung der Ausbildungskunst des Gesanges“, bei welcher indeß nicht nur das systematische Element ganz vermißt wird, sondern die auch fast nichts weiter sind, als ein magerer, nicht selten wortgetreuer Auszug aus den hierhergehörigen Abschnitten der „Praktik der classischen Gesangkunst“ des Vfs. — eine leichte Art, noch einen Bogen zu füllen. — Die musikalischen Beilagen werden dem Laien interessant sein, dem Kenner sind sie wohl nicht fremd, da Cully's Partituren z. B. auf mehreren öffentlichen Bibliotheken sich finden, und in Betreff des 96. Psalms von Raumann können wir dem Verf. die tröstliche Versicherung geben, daß die gedruckte Partitur keineswegs so selten ist, als er zu glauben geneigt scheint. Wir selbst sind im Besitze eines Exemplars, und wenn er sich die Mühe genommen hätte, den Breitkopf'schen Verlags-catalog oder die neueste Ausgabe von Whistling's Handbuch der mus. Literatur (besorgt von Ad. Hofmeister) anzusehen, so würde er ohne Mühe gefunden haben, daß er noch nicht „vom musikalischen Markte verschwunden“ sei. Es ist das übrigens ein Irrthum, den wir dem Vfr. nicht hoch anrechnen.

Der musikalische Hauslehrer, von D. G. W. Fink. Leipzig und Pesth, Verlagsmagazin, 1846.

Der auf musikalischem Gebiete seit langen Jahren schon mit wohlverdienter Achtung genannte Name des Vfs. bürgt schon von vorn herein für den Werth des angezeigten Werkes, da eine vielseitige, umfassende Kenntniß, eine langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete und eine gründliche anderweite wissenschaftliche Bildung nothwendig ein günstiges Vorurtheil erwecken muß. Wir dürfen versichern, daß diese Voraussetzungen in keiner Weise durch die nähere Prüfung dieses Werkes getäuscht worden sind, daß wir es vielmehr im vollsten

Sinne des Wortes als eine Bereicherung unserer musikalischen Literatur anzusehen haben. Es ist eine „theoretisch-praktische Anleitung zum Selbststudium für Alle, die sich im Pianofortespiele, im Gesange und in der Harmonielehre ausbilden wollen.“ Und dieser Zweck ist es, den wir bei der Beurtheilung vornämlich in's Auge zu fassen haben. Nun ist eine solche allerdings, namentlich in Rücksicht auf die Frage: ob das Gegebene auch dem Laien ohne weitere mündliche Anweisung vollkommen verständlich und zur Ausübung genügend sei? — sie ist für die Musiker insofern schwierig, als ihm natürlich das Verständniß der vorgetragenen Gegenstände keine Schwierigkeit machen kann. Indes leiden die allgemeinen Grundsätze der Methodik und Didactik, wie sie in der modernen Pädagogik seit Jahrzehenden festgestellt worden, auch auf dieses Gebiet ihre ausgebreitetste Anwendung, da es sich hier im edelsten Sinne des Wortes um ein Schulbuch handelt. Und von diesem Standpunkte aus müssen wir das Werk in Rede, auch von dem speciellen Gesichtspunkte aus, den eine Anleitung zum Selbststudium erfordert, als ein durchaus gelungenes bezeichnen. Uebersichtlichkeit und Einfachheit, Klarheit und Folgerichtigkeit, genaues und sorgfältiges Abwägen des Nothwendigen mit Ausschcheidung alles überflüssigen gelehrten Krames, der hier nur unbrauchbarer und verwirrender Ballast sein würde, nehmen wir überall wahr, ohne daß darum das Ganze in ein mechanisches Abrichtungs- und Dressursystem sich auflösete, wie wir das bei ähnlichen Werken so häufig finden. Wir glauben deshalb mit dem Urtheile nicht zurückhalten zu dürfen, daß der „musikalische Hauslehrer“ bei fleißigem und sorgsamem, nirgend übereiltem Studium seinen Zweck vollständig erreichen, zwar nicht Virtuosen auf dem Pianoforte oder im Gesange, auch nicht Componisten bilden (das will und soll er ja auch nicht!), aber bis zu der Stufe gründlichen musikalischen Verständnisses, wie sie die Gegenwart fordert und doch so selten aufzuweisen hat, führen werde, die hinreicht, sich und Andern Freude und Genuß zu verschaffen — daß er diesen Zweck erreichen werde bei allen denen, die keines tüchtigen Lehrers sich zu erfreuen haben (und die tüchtigen Musiklehrer sind heut zu Tage keineswegs so häufig, als man sich einbildet!), und Andern schon weiter Ausgebildeten, ja so manchen Lehrern selbst, ein ausreichender Leitfaden, sei es zur Wiederholung und Gedächtnisanfrischung in Bezug auf einzelne Materien, sei es zur gründlicheren und lichtvolleren Behandlung des Gesamtgebietes der musikalischen Elemente, sein werde. Statt aller andern Beispiele verweisen wir nur auf die Lehre vom Tact und Rhythmus, die wir äußerst selten mit solcher Klarheit, Leichtigkeit und Anschaulichkeit dargestellt gefunden haben. Auch über die Anordnung des Stoffes und die Reihenfolge der Kapitel, die mit durchaus praktischen und genügenden Notenbeispielen überall zweckmäßig versehen sind, haben wir Anerkennung auszusprechen, da es sich hier — wie der

Vfr. ganz richtig in der Vorrede bemerkt — zunächst um die praktische Brauchbarkeit und Consequenz handelt, der sich in diesem Falle die streng schematisirte Anordnung unterzuordnen hat. Pianofortelehrer machen wir namentlich noch auf die vereinfachten Applicaturregeln, die Harmonisten auf die klare Darstellung des Wesens der Dissonanzen, der mehrdeutigen Accorde, der Natur und Behandlung des Terzdecimen- und Undecimenaccordes aufmerksam. Sollen wir doch irgend etwas an dem Werke aussetzen, so betrifft das lediglich eine Aeußerlichkeit — nämlich einen hier und da hervortretenden, behäbig breiten, selbst an's Sentimentale freisenden docirenden, wir möchten sagen: schulmeisterlichen Ton, der nicht eben zur Sache gehört; und dann eine gewisse Bitterkeit gegen die sogenannten „Neuerer“, die einem Lehrbuche nicht wohl ansteht, zumal sich doch im Grunde nicht leugnen läßt, daß wir diesen Neuerern und ihren allerdings nicht selten excentrischen Versuchen und extravaganten Unternehmungen mittelbar so manchen Fortschritt verdanken, da aus dem Kampfe gegen derartige Uebertreibungen oder halbwahre Behauptungen auf diesem Gebiete wie überall die Wahrheit nur um so klarer sich entwickelt hat. Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, den Inhalt des Buches anzugeben. Es zerfällt außer einer allgemeinen Einleitung in 24 Kapitel, deren drei erste die allgemeinen Verbegriffe, namentlich mit Anwendung auf Pianoforte und Gesang, Notenschrift, Schlüssel u. s. w. umfassen. Das vierte und fünfte verbreitet sich über die Zeitdauer der Töne, so wie über Tact und Tactarten, womit denn das siebente zu vergleichen ist, nachdem zu besserem Verständniß im sechsten die Anfangsgänge des Pianofortespields, kurz aber sehr gründlich und praktisch, gegeben sind, an welche im achten und neunten Kapitel die Lehre von den Verzierungen und ihrer Ausführung, so wie die Lehre von der Applicatur sich anschließt, worauf im zehnten bis zwölften das Nöthige über Tongeschlechter und Tonleitern, letztere mit erweiterten Applicaturregeln, verhandelt wird. Nachdem dann Kapitel 13 die Intervallenlehre mit löblicher Einfachheit auseinandergesetzt hat, folgt in zwei Kapiteln die Lehre vom Gesange, so weit sie hier erforderlich, und die Rhythmik schließt (mit der Melodik und dem Periodenbau, wie sich von selbst versteht) diesen Abschnitt. Die letzten acht Kapitel des Werkes beschäftigen sich mit der Harmonielehre, und behandeln die Consonanzen und Dissonanzen, die Dreiklänge, Septimenaccorde in beiden Tongeschlechtern, die neben- oder doppeloctavigen Verhaltsaccorde (Nonen, Undecimen, Terzdecimen), die Durchgänge und Wechselnoten, die verbotenen Fortschreitungen, die Generalbassbezeichnung — sehr, fast zu weitläufig —, die Cadenzen, die Modulation endlich nach ihrer harmonischen und rhythmischen Seite, Trug- und Bravourcadenzen, Orgelpunkt u. s. w. Die große Reichhaltigkeit des Werkes, das mit Einschluß der sehr übersichtlich in den Text gedruckten Notenbeispiele nur

260 Seiten umfaßt, leuchtet deutlich hieraus hervor, und wir haben nur zu wünschen, daß es recht vielseitig dazu dienen möge, klareres Verständniß, gründlichere Bildung in der Musik zu fördern. Dem Verf. aber gebührt für seine gelungene Arbeit ein besonderer Dank.

Whistling's Handbuch der musikalischen Literatur. Dritte Auflage, besorgt von Ad. Hofmeister. Leipzig, Fr. Hofmeister. 1845.

Wer aus Erfahrung weiß, wie sehr die Musikalienliteratur in Dunkel gehüllt ist, wie oft die Musikalienhändler selbst bei nicht ganz bekannten, namentlich älteren Sachen, selbst nicht zu rathen und zu helfen wissen: dem wird der Nutzen eines umfassenden Handbuches, das ein Verzeichniß sämtlicher in Deutschland gedruckter Musikalien bis auf die neueste Zeit herab in bequemer und übersichtlich systematischer Anordnung enthält, nicht erst weitläufig zu demonstrieren sein. Eben so glauben wir die Führung eines Beweises nöthig zu haben, daß ein solches Handbuch nicht nur dem Manne von Fach, d. h. dem Musikalienhändler, unentbehrlich, sondern auch jedem Musiker, ja jedem ernstern Musikfreunde ein sehr willkommenes Hülfsmittel zur schnelleren Orientirung, über die Werke selbst und die Componisten, wie über die Verleger und Preise, zur klareren und leichteren Uebersicht auf diesem so weitläufigen Gebiete, sein müsse. Ließen die früheren Auflagen dieses Handbuches noch Manches zu wünschen übrig, so hat der jetzige Herausgeber in Bezug auf Vollständigkeit, logisch-systematische Anordnung, Erleichterung des Auffindens — mit einem Worte, in Bezug auf innere, und der Verleger in Bezug auf anständige und zweckmäßige äußere Ausstattung, sein Möglichstes gethan, ein Werk herzustellen, dessen sich keine andere Nation rühmen kann. Es zerfällt in drei Theile, deren erster die Orchester-, deren zweiter die Pianofortemusik mit und ohne Begleitung, deren dritter endlich die Gesangcompositionen — sämtlich bis zu Anfange des Jahres 1844 reichend — umfaßt. Daß ein solches Werk auch hier und da einzelne Irrthümer enthält, daß irgend eine oder die andere Composition vielleicht übersehen worden, ist um so leichter möglich, da auch jetzt, wie früher, eine Anzahl von Verlegern, zu stumpfsinnig oder bequem, dem Unternehmen werththätige Theilnahme entzogen haben, und die einzelnen

Verlagscataloge häufig, wie bekannt, sehr ungenau sind. Wesentliches haben wir nicht vermist, und so können wir das Werk, bei welchem Herausgeber und Verleger keine Mühe und Kosten gespart, um es anständig und sauber, bequem und zu billigem Preise herzustellen, allen Musikfreunden zur Anschaffung mit vollem Rechte empfehlen.

Christian Theod. Weinlig, Theoretisch-praktische Anleitung zur Fuge, für den Selbstunterricht. Dresden, Klotter. 1845.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine specielle Beurtheilung des vorliegenden Werkes einzugehen. Das muß musikalischen Zeitschriften überlassen bleiben. Da es aber bei dem jetzt so weit verbreiteten Studium der Musik gewiß auch unter den Lesern ds. Bl. so Manche giebt, welche gerade für das Selbststudium ein tüchtiges Werk kennen zu lernen wünschen, das als Anleitung zur Fugenkennntniß empfohlen zu werden verdient: so wollen wir sie auf dieses des tüchtigen, verewigten W. aufmerksam machen. Es vereinigt Klarheit und Uebersichtlichkeit mit ächter Gründlichkeit; es ist die Frucht eines dreißigjährigen Unterrichtens gerade in diesem Gegenstande, und wenn es sich natürlich an das frühere, längst Vergriffene von Marpurg anlehnt, so hat es eben den Vorzug der Kürze, der Sachgemäßheit und klaren, angemessenen Darstellung neben dem Ausschneiden alles Ueberflüssigen und einen großen Reichthum an praktischen Winken voraus. Der Wfr. beschränkt sich übrigens streng auf die Fuge, und das ist nur zu billigen. Die vollständige Kenntniß des einfachen und doppelten Contrapunktes setzt er mit Recht voraus, und die Lehre vom Canon, in ihrer jetzt gewöhnlichen rein-praktischen Anwendung eine sehr untergeordnete und leichte, gehörte ebenfalls nicht hierher. Denn ein gründliches, dem tüchtigen Harmoniker nicht zu erlassendes Studium aller Formen dieser Lehre, würde ein besonderes Werk erfordern. Die „Anleitung zur Fuge“ wird durch eine große Anzahl selbstgefertigter, daher stets dem besonderen Zwecke entsprechender Beispiele noch bei weitem anschaulicher und in ihrer Brauchbarkeit erhöht; es existirt jetzt kein Werk, das dem vorliegenden auf seinem allerdings begrenzten Gebiete den Rang streitig machen könnte. Auch die Ausstattung ist schön.

D r e s d e n.

K ö n i g l. H o f t h e a t e r.

Montag, 2. März. — Zum ersten Male:

Jeanne und Jeanneton. Lustspiel in 2 Acten
von **Scribe** und **Barner**.

Doctor Robin. Lustspiel in einem Acte von **W. Friedrich**.

Zwei Erstlingsblüthen unserer neuen doppelhäuptigen Regiephase (Hr. Dittmarsch — Hr. Winger), jedoch mit Hr. Dittmarsch's alleinigem Verdienste der Inszenesetzung! Wie weit dieses in der Wirklichkeit existirt oder wie weit es nur nach Berliner Mode auf dem Theaterzettel figurirt hat, haben wir natürlich hier nicht zu erörtern. Derartige Stücke, wie jene beiden, scheinen allerdings nur auf einen Regiewechsel gewartet zu haben, um an das Lampenlicht hervorzutriecken; möglich auch, daß während eines anderthalbjährigen Zeitraums ein ansehnlicher, unverbrauchter (oder unbrauchbarer) Uebersetzungsvorrath angewachsen ist, der nun „um damit zu räumen“ losgeschlagen wird. Ob das Publikum freilich allzu kaufustig ist, danach wird nicht gefragt: nur immer darauf los gespielt! sie werden sich schon wieder an die alte Firma und den alten Schlenbrian gewöhnen. Das französische Stück — beiläufig bemerkt, nach Kräften schlecht verdeutscht — mag im Originale und bei einem Pariser Publikum bedeutenden, dramatischen Effect machen. Galuchet, der Duvrier, mit seinen beiden Kindern ist der Typus der Pariser Bourgeois, die beiden Mädchen sind ächt französische Figuren; aber dies Alles, die leichte lose Intrigue, von welcher das Wichtigste nur ziemlich undeutlich erzählt wird, die Bizarrerie, daß eine der hauptsächlich beteiligten Personen gar nicht erscheint, wird frostig und kühl in dem deutschen Gewande. Es fehlt der locale Esprit, das Ganze gleicht einem Glase Champagner, dessen Mousseux verslogen ist. Herr Winger gab sich zwar als Galuchet möglichste Mühe, seine Aufgabe zu lösen; allein wenn ihm auch das Poltern gelang, so fehlte ihm doch für die Scenen, in welchen der Trennungsschmerz an das Herz des Vaters greift — das Gefühl. Frä. Ultram aber ist als sentimentale Liebhaberin eben so wenig an ihrem Plage, als Frä. Lebrun im Stande ist, das Vorhandensein eines Gemüths darzustellen. Herrn Koch hätten wir

wenigstens das Verständniß zugetraut, daß man einen Pariser Juwelengroßhändler nicht wie einen Spicier du Marais oder wie einen Gevatter aus Kogebue's Kleinstädtern spielt.

Das zweite Stück ist aus der bekannten Fabrik, Firma: W. Friedrich. Dies würde für Viele schon eine ausreichende Kritik sein; doch Namen sind trügerisch, wie wir erst vor Kurzem am „Anonym“ gesehen haben. Als Paradedeser für einen Schauspieler mag das Stück nicht übel erfunden sein, wenn es auch weder auf Neuheit der Entwicklung, noch auf das Lob mangelnder Unwahrscheinlichkeit, noch endlich auf das Anerkenntniß irgend eines dichterischen Werthes Anspruch zu machen hat. Der Mittelpunkt ist der berühmte Mime Garrick, den bekanntlich bereits Deinhardstein verarbeitet hat. Hr. Emil Devrient hat sich dieser dankbaren Verkleidungsrolle mit großem Eifer angenommen, ohne eben damit Außerordentliches zu leisten. Wir hätten mehr Eloquenz von ihm erwartet in der Erzählung von dem am Rande des Daches Nelken pflückenden Kinde; ein Künstler von Hr. Devrient's Rufe mußte zu der Rolle des Doctors Robin noch bei Weitem stärkere mimische Mittel und Veränderung des Tons mitbringen, als hier geschah. Da hingegen wurde die Trinkscene von ihm outrirt und zu sehr in das Unfeine herabgezogen; doch war die Hervorhebung des momentanen Wechsels der Rolle mit der Wahrheit fast durchgängig gut und wohl gelungen zu nennen.

G. D.

Sonntag, 8. März, zum ersten Male:

Graf Waltron. Militair-Drama in 4 Acten.
Nach dem älteren Stücke gleiches Namens frei
bearbeitet von **Charl. Birch-Pfeiffer**. —
In Scene gesetzt vom Regisseur Winger.

Ein Rührstück der allergewöhnlichsten Art! Es ist uns nicht klar geworden, weshalb Charlotte Birch-Pfeiffer das vergessene Stück hervorgesucht und mit neuer Mache versehen hat. Sie sollte nachgerade selbst dahinter gekommen sein, daß es nicht ihre besten Bühnenstücke sind, die sie aus anderen Arbeiten componirt, und mit Entschiedenheit müssen wir bekennen, daß ihre besten Stücke gerade die sind, die ihr an Erfindung

sowohl wie an Composition als ausschließliches Geistes-eigenthum angehören. Wollten doch diese Worte dazu beitragen, die bühnenkundige Verfasserin von dem gar so sehr auf Mangel an Erfindungsgabe hinweisenden Weg der „freien Bearbeitung“ hinweg und der eigenen Phantasie zuzuleiten. Wenn die Bearbeiterin „Waltron's“ auf die Flüssigkeit leicht erregbarer Thränen-drüsen speculirt hat, so mag sie sich leicht verrechnet haben; denn es wurde allerdings von schwachnervigen Damen, die sich über ihre Gefühle nicht Rechenschaft zu geben wissen und jeglichen Eindrücken krankhafter Nervensensibilität mit Wegweisung alles Vernunft- und Geschmacks-Raisonnements sich hinzugeben lieben, viel geweint; allein wir sollten meinen, daß in unsrer Zeit, die wahrlich nicht mehr die der Iffland'schen und Kogebue'schen Rühr-Earmoyance ist, sondern zu höheren und wichtigeren Tendenzen und Stoffen sich durchgerungen hat, für Bühnenarbeiten würdigere Aufgaben zu lösen seien, als durch fade und hohle Declamationen das schöne Geschlecht zum Weinen zu bringen. Den ruhigen Beschauer muß aber jedenfalls der grobe Mangel an Urtheilskraft der Verfasserin verletzen, der sich darin zeigt, daß das Stück das Gegentheil von dem zeigt, was es hat bezwecken sollen, und wozu der Anlauf so rhetorisch weitschweifig genommen ist, daß es das wieder verwischt, was es zu zeichnen bestimmt ist. Die furchtbare Gerechtigkeit militairischer Subordination ist es unzweifelhaft, die das Stück mit grellen, eingreifenden Farben vor unser Auge stellen soll. So mancherlei Gesichtspunkte nun zunächst die militairische Hierarchie für die Beurtheilung bieten mag, so ist doch jedenfalls so viel entschieden, daß gerade die Subordination, und zwar eiserne, unantastbare Subordination die einzige und alleinige sichere Basis ist, auf welcher alles Heerwesen, alle militairische Gliederung, alles militairische Wirken beruht, und es scheint deshalb jeder Versuch, dieselbe in irgend einer Weise zu verdächtigen und anzufeuern, so unklug als ungerecht. Nichtsdestoweniger scheint die Bearbeiterin des Stückes darauf ausgegangen zu sein, nur daß sie dem Stoffe nicht gewachsen war und späßhafter Weise zu Effecten gelangt ist, die gar nicht in ihrer Absicht lagen. Ein Musteroffizier, Graf Waltron, der — das nur beiläufig zu erwähnen — gar sehr als ein von Frauenhand gezimmelter Idealitätsheld erscheint, zückt in der Wuth gegen seinen Obristen den Degen, wird vor ein Kriegsgericht gestellt — und soll erschossen werden; — mit den darauf bezüglichen Vorbereitungen und Eamentationen ist der größte Theil des Stückes angefüllt — aber schon aus der ganzen Anlage ist zu ersehen, daß es nicht so weit kommen würde, weshalb sich auch die schönen Zuschauerinnen das Weinen füglig hätten ersparen können. Nachdem in Folge der zu bestrafenden Subordinationswidrigkeit unter der Compagnie Waltron's Meuterei und offene Widersetzlichkeit ausgebrochen ist, wird diese von der Verfasserin nicht nur als

Bagatelle und wahrhaft comödienmäßig behandelt, sondern auch Waltron's Vergehen von dem als wahren Deus ex machina herbeigeholten Prinzen pardonnirt. — „Darum Räuber und Mörder!“ — Inszenesetzung (durch Hrn. Regisseur Winger) und Darstellung waren lobenswerth.

R S.

Montag, 2. März:

Concertvortrag des 16jährigen Pianisten **Mu-** **dolph Behner.**

Wenn musikalische Productionen einzelner Talente im Theater in den Zwischenacten der Schauspielvorstellungen, also keine eigentlichen Concertvorträge, stattfinden, sind wir stets in einer gewissen Verlegenheit, die aus der Inconsequenz entspringt, mit welcher die Direction bei der Bestattung derselben verfährt. Wir haben nämlich allerdings bisweilen sehr tüchtige Künstler oder doch Virtuosen gehört; überwiegend aber scheint man doch den Gesichtspunkt festzuhalten, daß man nur jüngeren, noch im Stadium der Entwicklung begriffenen Talenten diesen Weg eröffnet, dem Publikum irgendetwie bekannt zu werden. Und diesen Maßstab würden wir heute ohne allen Zweifel anzulegen haben, selbst wenn nicht bei dem Namen des jungen Pianisten (jedemfalls sehr überflüssig) das „16 Jahr alt“ auf dem Zettel gestanden hätte. Ob der angeedeutete Zweck durch jene Einrichtung erreicht wird, mögen wir dahin gestellt lassen; bezweifeln es indeß aus mehr als einem Grunde, vornämlich deshalb, weil das größere Publikum wenig oder gar keinen Theil an solchen Productionen nimmt, sie nicht anders, als die gewöhnliche, herzlich langweilige und schlechte Orchesterzwischenactmusik betrachtet; während die, welche wirklich aus Interesse an dem Auftretenden das Haus besuchen, gewöhnlich schon vorher mit seinen Leistungen bekannt sind. — Der junge Pianist, dessen Auftreten zu diesen Bemerkungen uns Veranlassung gab, spielte überdies nur einmal, während beim zweiten Auftreten jedenfalls eine natürliche Bangigkeit schon mehr besiegt gewesen sein würde, und man hatte nicht einmal für einen dienstbaren Geist zum Umwenden des Rotenblattes Sorge getragen, so daß dadurch eine Störung entstand, die dem Spieler nur nachtheilig sein konnte. Ein abgeschlossenes, definitives Urtheil über seine gesammte Individualität ist unter diesen Umständen nicht möglich. Der Vortrag der bekannten Henselt'schen „Concertvariationen über ein Thema aus Elisir d'amore“ zeugte von Talent und einer gründlichen und soliden Schule, die sich auch in der Haltung und der gesammten äußeren Spielmanier aussprach. Der Anschlag ist nicht

markig, nicht voll und rund genug, obgleich regelrecht und sauber; es scheint bei dem Spieler noch ein Mangel an physischer Kraft vorzuwalten, der sich vorzugsweise auch in der linken Hand zeigt, während die Fertigkeit, mit welcher bedeutende Schwierigkeiten überwunden wurden, befriedigend erschien und von tüchtigem Studium zeugte, wenn auch hier und da die vollendete Sicherheit nicht in höchstem Maße bemerkt ward, ein Umstand, der freilich auch auf Rechnung einer gewissen aufregenden Kengstlichkeit geschrieben werden konnte. Hervorzuheben ist die sehr discrete und wohlgelungene Führung der Melodie durch die linke Hand in der einen Variation; zu beklagen, daß die physische Kraft im Finale nicht mehr auszureichen schien, da dasselbe im Vergleich mit den früheren Variationen matt erklang. Der Vortrag ist noch nicht frei und selbstständig — es fehlt ihm die eigen und freigestaltende Begeisterung, der belebende Geist, der erst die Reproduction zu einer neuen Schöpfung stempelt, während wir doch anerkennen müssen, daß das Bestreben nach angemessenem Vortrage erfreulich hervortrat. Freilich werden es stets seltene Ausnahmen bleiben, die in diesen Jahren schon jene künstlerische Weihe erlangt haben, die zu einem durchgebildeten Vortrage unerlässlich ist! Wie auf der einen Seite mehr Weichheit und Tiefe der Empfindung, so hätten wir auf der andern mehr Keckheit, mehr Glanz der Bravour gewünscht (Wünsche, deren Erfüllung jetzt noch freilich von der größeren physischen und geistigen Kräftigung und Erstarkung des jungen Spielers abhängig ist), jedenfalls aber hätten wir ein etwas forcirtes, den Fluß des leichthinschwebenden Thema's beeinträchtigendes Titar-diren der letzten Tacte gern vermieden gesehen. — Es ist heut zu Tage mit der Ausbildung zum Virtuosen

ein gar eigen Ding. Die Anforderungen an die Virtuosität der Leistungen steigern sich fast von Tage zu Tage, und doch nimmt die lebendige Theilnahme für sie in gleicher Progression ab, weil man durch die auf die Spitze getriebene Technik nur zu bald befriedigt, ja übersättigt und gelangweilt sich fühlt. Möge das junge Talent, das heute uns vorgeführt ward, durch fleißiges sorgfames Studium und durch allseitige Entwicklung künstlerischer Begabung eine Stufe erklimmen, die es vor derartigen schmerzlichen Erfahrungen in ihrem ganzen Umfange wenigstens bewahrt.

W. J. S. E.

Repertoire.

März 2. Zum ersten Male: Jeanne und Jeanneton. Lustsp. in 2 Acten von Scribe und Barner. (S. oben.) — Concertvortrag des 16jähr. Rudolph Behner. (S. oben.) — Zum ersten Male: Doctor Robin. Lustspiel in 1 Acte von W. Friedrich. (S. oben.) — Zum ersten Male: Tanz-Quodlibet, arrangirt von Hrn. Ambrogio. — 3. Die verwunschene Prinzessin. — 4. Maria Stuart. — 5. Armide. Oper. — 6. Jeanne und Jeanneton. — Tanz-Quodlibet. — Doctor Robin. — 7. Der Templer und die Jüdin. Oper. — 8. Zum ersten Male: Graf Waltron. Militair-Drama in 4 Acten von Charl. Birch-Pfeiffer. (S. oben.) — 9. Alceste. Oper.

Feuilleton.

Was ist Jesuitismus? Der Wurmfisch am Reichsapfel der Fürsten, der Borkenkäfer am Kernholz des Staatsgebäudes, die Rebelflecken am politischen Firmament, das Scheidewasser des Friedens, das Irlicht in den Sümpfen des Aberglaubens und der Dummheit, endlich der Acciseschnüffler nach der Contrebande der gesunden Vernunft.

Das österreichische Heer besteht zur Friedenszeit nach den neuesten Angaben aus 59 Regimentern

regulärer Infanterie, 17 Grenzregimentern, 20 Grenadier- und 6 Garnisonsbataillonen und 96 Jäger-Compagnien, zusammen 287,202 Mann; 37 Kavallerie-Regimenter mit 42,887 Mann; 5 Artillerie-Regimenter, jedes zu 18 Compagnien, 5 Bombardier-Compagnien und 7 vom Feuerwerks-Corps, mit der Garnisons-Artillerie und dem Artillerie-Feldzeugamt 24,200 Mann; aus 6 Mineurs- und 7 Sappeurs-Compagnien, 16 Pionier-Compagnien, mit dem Train, Eschakisten, der Generalität, des Generalstabes und Geniewesens 14,426

Mann. Der volle Friedensstand aller Waffengattungen beträgt an streitbarer Mannschaft 369,478 Mann. Der gesammte Waffenstand im Kriege beträgt gegen 800,000 Mann. Die oberste Leitung aller Militärangelegenheiten führt der Hofkriegsrath in Wien. Die Dienstzeit ist bei den deutschen, italienischen und galizischen Regimentern auf 8 Jahre festgesetzt. Die k. k. Generalität zählt 7 Feldmarschälle, darunter der Herzog von Wellington, 26 Feldzeugmeister und Generale der Kavallerie, 93 Feldmarschallleutnants und 123 Generalmajors.

Die „Morningpost“ brachte kürzlich die höchst wichtige Nachricht, daß der kleine Prinz von Wales schon — Höschen trage.

An David Schulz's Stelle ist in Breslau der Pastor Wachler zum Consistorialrath gewählt worden; er gehört der streng orthodoxen Richtung an, wie durch seine pietistischen Aufsätze in einer religiösen Zeitschrift genugsam bekannt worden. — Recht so, denn eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus! —

In Schweden, dem streng protestantischen Lande, ist der Todestag Luthers, wie öffentliche Blätter melden, ohne irgend eine Feierlichkeit vorübergegangen.

Warschau zählt in der neuesten Zeit 156,078 Bewohner, dazu gehören 10,202 Evangelische und 42,818 Juden.

Der bekannte König Wenzel von Böhmen war ein abgesagter Feind der Pfaffen, in ihnen erblickte er nur den Feind seiner Person und seines Volkes. Einst erzählte er in toller Weinlaune dem Ritter Ziska (später Heerführer der Hussiten), daß, nachdem Christus sein Blut für die Sünden der Menschen dahingegeben habe, sei der Teufel vor Gottes Throne erschienen und habe sich bitter beschwert, daß nun sein Reich auf der Erde zu Ende sei. Da habe denn Gott dem Teufel doch eine Entschädigung wollen zukommen lassen und dafür die Pfaffen auf die Erde gesendet, um Unkraut unter den Weizen zu säen.

Die große Lagunenbrücke in Venedig, zu welcher im Jahre 1841 der Grundstein gelegt wurde, ist nun vollendet. Sie hat eine Länge von 11,401 Fuß und eine Breite von 9½ Fuß und ruht auf 222 Bogen. Die angebrachten 48 Minenkammern dienen zugleich als Bastionen, die mit Geschütz versehen werden können. Zu

diesem kolossalen Bauwerk wurden 75,000 Lerchenstämme als Piloten verwendet und außerdem 15,000 Quadratfuß zum Koste. Das in dem Wasser gebaute Mauerwerk beträgt 15,500 und das oberhalb 45,000 Kubikflastern, es besteht größtentheils aus Bruchstein und außerdem noch aus 21 Mill. Stück Ziegelsteinen. Der Bau kostet 1,709,000 Gulden C. = M. Neduna fertigte den Plan und unter Petich's Leitung wurde der Riesenbau ausgeführt.

In Baiern will man bei polizeilichen Vergehen die körperlichen Strafen abgebracht wissen, und das mit Recht, denn die Zeit der Kindheit ist vorüber, mithin auch die Schläge.

In Berlin waren am Todestage Luther's die in der königlichen Bibliothek befindlichen Handschriften, Bibelausgaben und sonst bezüglichen Denkwürdigkeiten des großen Reformators öffentlich ausgestellt.

In München, wo bekanntlich die Protestanten ganz leise auftreten müssen, ist die 300jährige Gedächtnisfeier des Todestages Luthers fast spurlos vorübergegangen, kaum daß man ihn in den lutherischen Kirchen zu erwähnen wagte.

Von dem Ludwigsmissionsverein in Baiern (zu Befehrung der Heiden und Ketzer gestiftet) wurden im Jahre 1845 allein 101,237 fl. verausgabt, die zum Theil in alle Weltgegenden auswanderten. Ob dadurch dem Lande genützt wird, um die alleinseligmachende Kirche zu verbreiten, lassen wir dahingestellt sein.

Im Londoner Post-Bureau sind nicht weniger als 1600 Personen angestellt, worunter allein 781 Briefträger und 200 Brieffortirer gezählt werden.

Die Gesamtzahl der deutschredenden Bewohner der Erde soll 53 Millionen betragen.

Der Bey von Tunis hat durch ein Edikt alle Negersklaven, die sich in seinen Staaten befinden, frei erklären lassen. Ihr christlichen Sklavenbesitzer in und außer Europa, gehet hin und thuet desgleichen!

Die Deutschkatholiken sollen, laut eines von der österreichischen Regierung erlassenen Actenstückes, als „Verbrecher“ in ihren Staaten angesehen und danach behandelt werden; dagegen sind alle Hindernisse, die bis jetzt dem Jesuitismus im Wege standen, beseitigt worden. 25.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.